



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

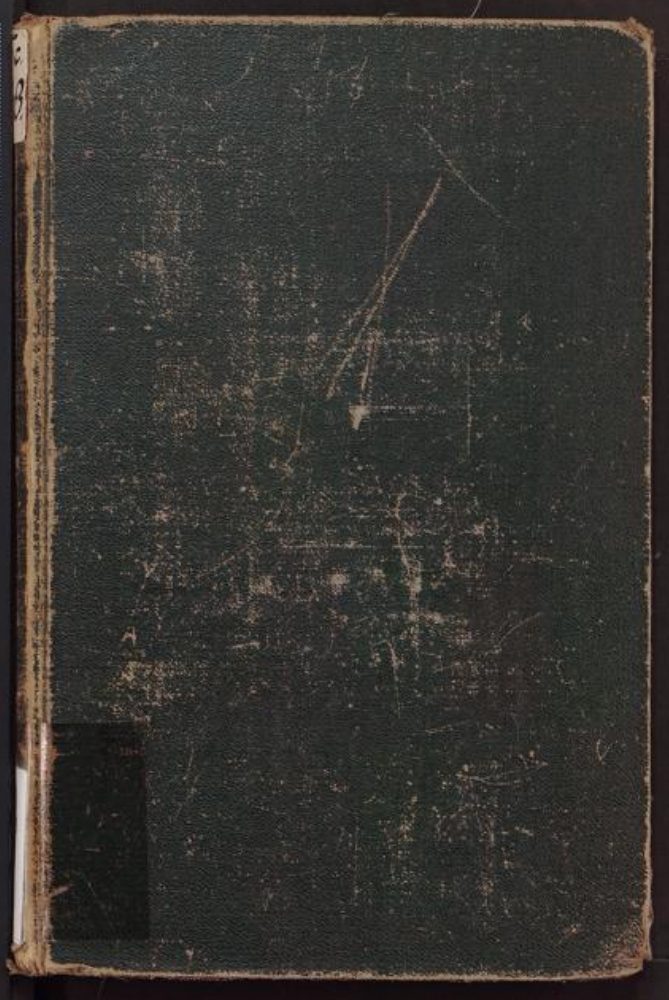
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

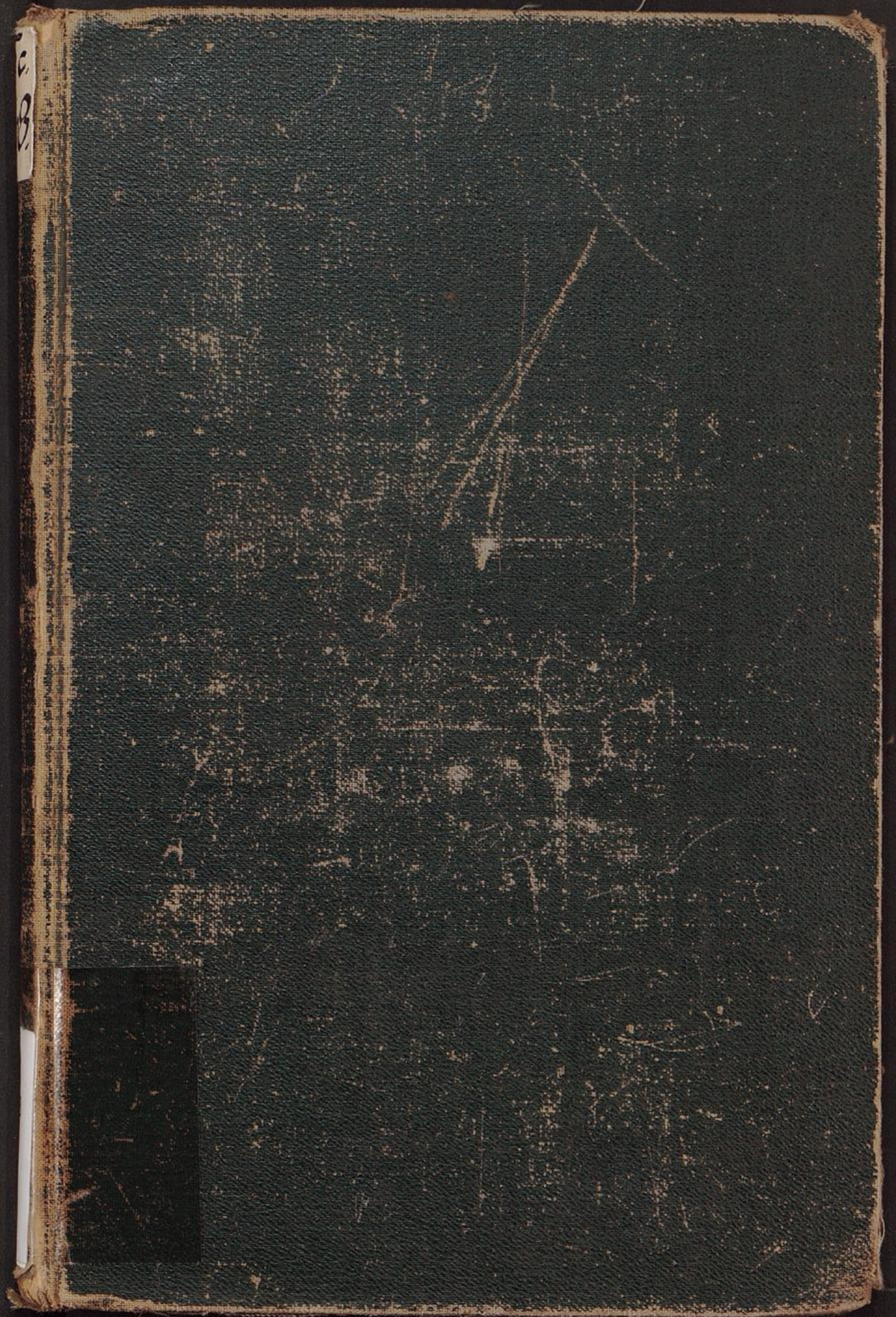
Deutsch-Süd-West-Afrika

Leutwein, Theodor

Berlin, 1898

urn:nbn:de:gbv:46:1-15020





2 Er 3

enthält

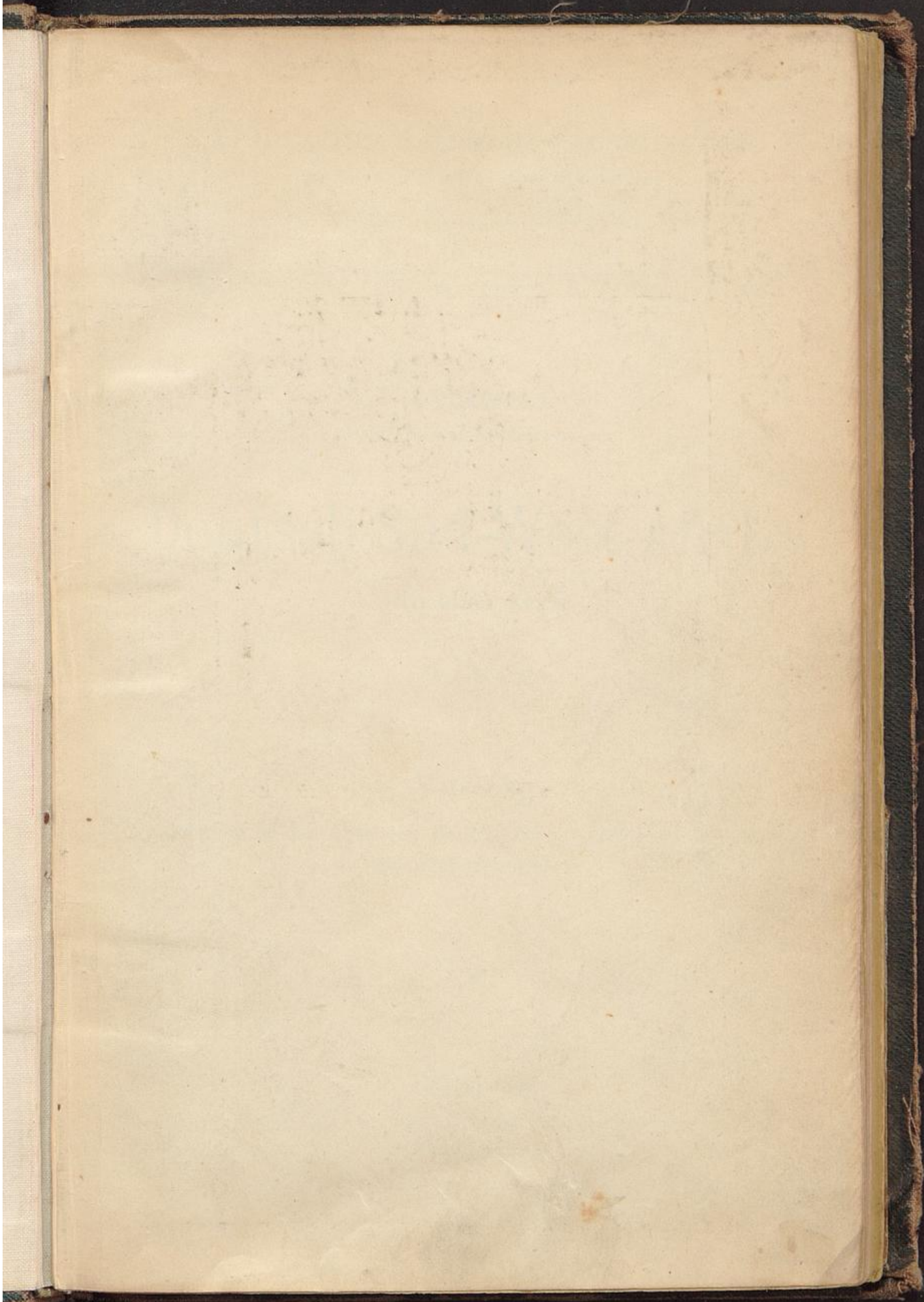
Karten auf Tische

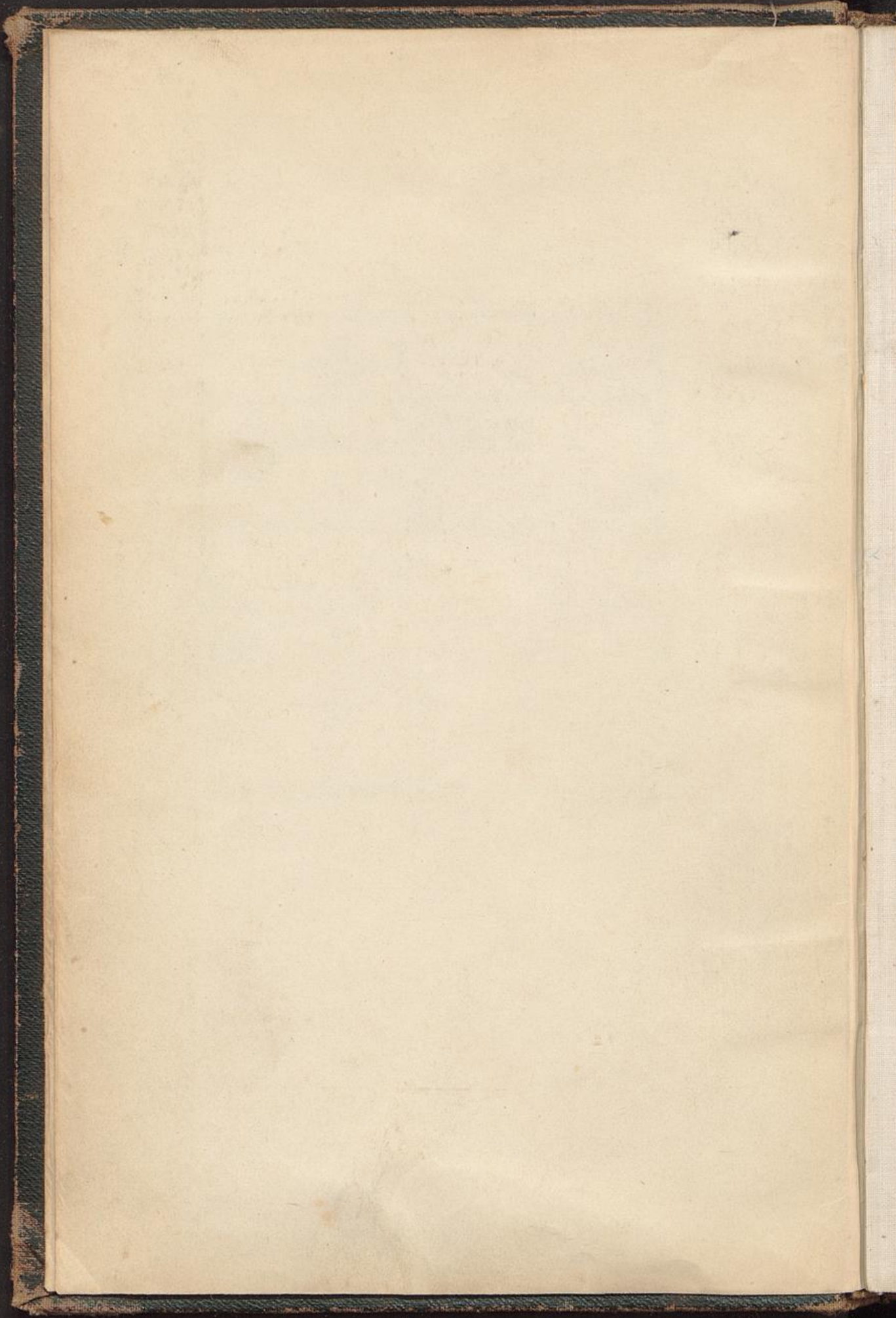
48

120

und eine Karte von Delft

Fc568





Deutsche Kolonial-Gesellschaft

Abteilung: Berlin-Charlottenburg.

—••• Verhandlungen 1898/99. •••—

Heft 1.

Leutwein,

Major, Kaiserl. Landeshauptmann.

Deutsch-Süd-West-Afrika.

Mit einer Karte.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1898.

Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:
Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat, vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.
Der Schriftführer: Emil Selberg.
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.
Fritz Friedländer.
Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.
Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.
Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.
Imberg, Rechtsanwalt.
G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.
Kraetke, Direktor im Reichspostamt.
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.
W. Staudt.
Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.
Stücklen, Fabrikbesitzer.
Ernst Vohsen, Konsul a. D.
Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin S., Alexandrinenstrasse 68/69 wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Verhandlungen der deutschen Kolonialgesellschaft Abteilung Berlin-Charlottenburg.

Das Jahresabonnement der Verhandlungen beträgt für Mitglieder der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft M. 3.—, für Nichtmitglieder M. 6.—. Die Zahlung des Abonnementsbeitrags hat direkt an die Verlags-handlung zu erfolgen. Es erscheinen durchschnittlich sechs Hefte, die einen Jahrgang bilden.

Deutsche Kolonialgesellschaft.

Verhandlungen

der

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1898/99.

[Bd 3.]



Staatsbibliothek

Lesehalle

in

BREMEN

Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Deutsche Kolonialgesellschaft

Verhandlungen

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1898 99



Fc 0568
~~34F 996~~



Fc 568

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

- Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.
 Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,
 vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.
 Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z.D. Strauch.
 Der Schriftführer: Emil Selberg.
 Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.
 Der Schatzmeister: Direktor Riecken.
 Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen,
 Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.
 Fritz Friedländer.
 Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.
 Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.
 Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.
 Imberg, Rechtsanwalt.
 G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.
 Kraetke, Direktor im Reichspostamt.
 Jul. Pintsch, Kommerzienrat.
 W. Staudt.
 Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.
 Stücklen, Fabrikbesitzer.
 Ernst Vohsen, Konsul a. D.
 Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin W., Wilhelmstrasse 68, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1) Deutsch Süd-West-Afrika , mit einer Karte, von Major Leutwein, Kaiserl. Landeshauptmann	1
2) Ueber die Ergebnisse meiner Reisen in Deutsch-Ostafrika , von W. Bornhardt, Bergassessor	49
3) Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission , mit einer Karte, von Pater Adams	83
4) Industrielle und Eisenbahn-Unternehmungen in China , mit einer Kartenskizze der Besitzverhältnisse und Interessensphären, sowie der konzessionierten und projektierten Eisenbahnen in Ostasien, von von Brandt, Kaiserl. Deutschem Gesandten a. D., Wirkl. Geh. Rat	121

Deutsch-Süd-West-Afrika.

Mit einer Karte.

Vortrag

von

Leutwein, ✓

Major, Kaiserl. Landeshauptmann.



Die Versammlung fand statt am Freitag, den
14. Januar 1898 im grossen Saale des Hotel Kaiserhof.

Nachdem der Vorsitzende, Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg*, die Sitzung eröffnet hatte, ertheilte er dem Kaiserlichen Landeshauptmann Herrn Major *Leutwein* zu seinem Vortrage „Deutsch-Süd-West-Afrika“ das Wort:

Meine Damen und Herren!

Dem an mich herangetretenen Ansuchen, hier an dieser Stelle über das Schutzgebiet, an dessen Spitze ich zu stehen die Ehre habe, zu sprechen, bin ich gern nachgekommen. Haben Sie doch, die Sie in der Heimat und vor allem in der Reichshauptstadt thatkräftig für die koloniale Sache mit eintreten, gewiss das Recht, von uns da draussen Auskunft zu verlangen, wie es dort steht. Vor allem aber ist es zweifellos, dass der koloniale Gedanke in den breiteren Schichten unseres Volkes noch nicht Wurzel genug gefasst hat. Hier Wandel zu schaffen, dazu können Vorträge von landeskundiger und noch dazu verantwortlicher Seite sicher das meiste beitragen.

Mein Vortrag wird nacheinander behandeln:

- 1) nach der Einleitung die ethnographischen Verhältnisse des Schutzgebietes als Grundlage des Verständnisses für das folgende,
- 2) die historische Entwicklung desselben seit meinem Eintreffen daselbst,
- 3) dessen wirtschaftliche Bedeutung und Zukunft.

Ich werde versuchen, denselben so kurz wie möglich zu gestalten. Doch war die Fülle des Stoffes zu gross, und Sie werden im Verlaufe des Vortrages selbst sehen, dass ich noch manches bei Seite geschoben habe, dessen Darstellung wohl von Interesse gewesen sein würde.

Als ich die Ehre hatte, genau in der Neujahrsnacht 93/94 zum ersten Male den Boden unseres Schutzgebietes zu betreten, war die Lage des letzteren durchaus keine rosige. Lang andauernde Kriegsunruhen hatten dessen wirtschaftliche Entwicklung, soweit von einer solchen überhaupt schon gesprochen werden konnte, bereits wieder im Keime erstickt. Die Eingeborenen standen uns teils als offene, teils als heimliche Feinde, mindestens aber in höchst zweifelhafter Neutralität, gegenüber; einzig die Bastards in Rehoboth, ein Stamm von etwa 2000 Seelen, waren offen auf unsere Seite getreten. Fern sei es von mir, aus dieser einfachen Darstellung gegebener Thatsachen irgend jemand einen Vorwurf zu machen. Nicht Personen waren die Ursache der damaligen Lage, sondern die Verhältnisse. Wohl ist es ein gutes Wort, das einst Fürst Bismarck gesprochen hat; „In den Kolonien muss der Kaufmann vorangehen, der Soldat und die Verwaltung nachfolgen.“ Indessen der Soldat darf nicht zu lange auf sich warten lassen und, wie überall, so lässt sich auch hier kein für alle Fälle giltiges Schema aufstellen. Unsere südwestafrikanischen Eingeborenen kannten den Weissen schon seit 50—60 Jahren. Aber nicht als stolzer Eroberer ist er zu ihnen gekommen, sondern als Missionar, Händler und Jäger, mithin in durchaus friedlichem — um nicht zu sagen untergeordnetem — Gewand, als Bittender, oft gezwungen, sich der zum Teil recht wunderlichen Rechtsprechung der Landesbewohner zu fügen. Als dann schliesslich noch der deutsche Diplomat eingriff, so kam auch dieser nicht in stolzer Rüstung, sondern vereinzelt, sowie als Bittender, Schutz verheissend, wo er einen solchen zu gewähren nicht in der Lage war. Das war nämlich die Art unserer Besitzergreifung in Südwestafrika. Es wurden

mit den Eingeborenen Schutzverträge abgeschlossen und diejenigen, welche dies im Namen des Reichs thaten, hatten vorläufig direkt nicht die geringste Macht hinter sich. Wenn trotzdem damals die hochfahrenden Hereros, sowie die freiheitliebenden Hottentotten zum grössten Teil sich unter deutschen Schutz gestellt haben, so haben sie dies nicht der schönen Augen des deutschen Unterhändlers willen gethan, sondern weil sie es mit dem verheissenen Schutz ernst meinten. Der ewigen Kriege unter sich satt, wollten sie einer gegen den anderen geschützt sein. Als dann dieser Schutz in der Folge ausblieb, ergriff die Eingeborenen, an der Spitze die Hereros, neben der Missachtung gegen die Weissen auch noch Missmut und Erregung, deren Ausbrüche schliesslich zur Abreise des damaligen deutschen Regierungsvertreters geführt haben. Es geschah dies 1891, sieben Jahre nach der ersten deutschen Besitzergreifung. Jetzt erst sandte das Reich Soldaten und zwar in den Jahren 1891 bis 93 steigend von 30 bis 350 Mann, welche letztere ausreichend erschienen, dem Lande Ruhe und Ordnung zu verschaffen.

Ich gehe nun zum ersten Teil meines eigentlichen Vortrages über, nämlich zur Schilderung der ethnographischen Verhältnisse unseres Schutzgebietes.

Im Süden des letzteren wohnen die Hottentotten, auch Namas genannt, damals in 8 selbständige Stämme zersplittert und zwar in Bethanier, Bondelszwarts, Feldschuhträger, Bersebaer, Witboois, Franzmann-Hottentotten, die „rote Nation“ und endlich ganz im Osten die Khanas-Hottentotten. Von diesen Stämmen hatten damals zwei ihre Wohnsitze gewechselt und zwar die Witboois freiwillig, die „rote Nation“ unfreiwillig. Die ersteren hatten unter Führung Hendrik Witboois Gibeon verlassen und sich in Hornkranz festgesetzt, um ihren Feinden, den Hereros, näher zu sein; die letzteren waren von den Witboois aus ihrem Wohnsitz Hoachanas vertrieben worden und lebten damals zerstreut unter den übrigen Hottentotten sowie den Hereros. Beide sind durch die deutsche Regierung später in ihre alten Wohnsitze zurückgeführt.

worden. Ein dritter Stamm, der Stamm der Khanas-Hottentotten ist dagegen nach mehrmaligen Kriegszügen von unserer Seite gegen sie ganz verschwunden und befindet sich zur Zeit noch kriegsgefangen in Windhoek. Im mittleren Teile des Schutzgebietes wohnen die bereits genannten Bastards mit ihrem Hauptplatz Rehoboth. Abzweigungen dieses aus Abkömmlingen von Buren und Hottentotten bestehenden Volkes wohnen auch in Rietfontein und Grootfontein. Im nördlichen Teile des Schutzgebietes wohnt das mächtige Volk der Hereros, scheinbar unter einem in Okahandja residierenden Oberhäuptling vereinigt, thatsächlich aber gleichfalls in verschiedene Stämme gespalten. Der äusserste Norden endlich ist von den Ovambos besetzt, welche, wie die Hottentotten, sowohl nominell, wie thatsächlich, in verschiedene selbständige Stämme zerfallen. Im Kaokofeld, nordwestlich des Hererolandes leben ferner noch zwei Hottentottenstämme, die Toopnars und die Zwartboois, welche während der früheren ewigen Kriegsunruhen dorthin versprengt worden sind. An der Spitze sämtlicher genannter Stämme stehen Häuptlinge, nach holländischer Sitte auch Kapitäne genannt, aber nur bei den Ovambos mit absoluter Machtvollkommenheit ausgestattet, bei den Hereros und Hottentotten dagegen durch den Rat der Ältesten stark beschränkt. Zwischen den genannten Hauptvölkern zerstreut, z. T. als Diener derselben und ohne eigene Stammesverbände, leben noch die Bergdamaras und die Buschmänner, wohl die Ureinwohner und von den späteren Eindringlingen unterdrückt.

Die Gesamtstärke beträgt etwa:

20 000 Hottentotten,

4 000 Bastards,

100 000 Hereros.

120 000 Ovambos.

Die Buschmänner und Bergdamaras sind schwer zu schätzen, sie mögen vielleicht zusammen 50 000 Köpfe betragen. Sonach würden in einem Lande, welches ein und einhalbmal so gross wie Deutschland ist, 300 000 Menschen

wohnen; mithin wäre für weisse Einwanderung noch Raum genug, ohne dass wir die Eingeborenen zu sehr zu beengen brauchten. Die Weissen, deren Zahl z. Zt. etwa 2700 beträgt, wohnen neben den Eingeborenen in den Hauptorten Windhoek, zugleich Sitz der Regierung, Keetmannshoop, Rehoboth, Otjimbingue, Okahandja, Omaruru und Svakopmund. Als Farmer haben sie die Gegend östlich Windhoek zwischen diesem Platze und Gobabis zu besetzen begonnen. In Bezug auf Hautfarbe sind bei uns alle Schattierungen vertreten, die Hottentotten und die Bastards sind gelb-weiss, die Hereros und Ovambos chokoladebraun, die Buschmänner rot und die Bergdamaras schwarz. Das Christentum hat bei unseren Eingeborenen schon seit 60 Jahren Eingang gefunden (Rheinische Mission), die Hottentotten und Bastards sind fast durchweg Christen, bei den Hereros und Ovambos sind dies meist die Häuptlinge mit den Grossleuten, bei den Bergdamaras und Buschmännern ist mit der Christianisierung erst begonnen worden. Neuerdings ist zu der evangelischen Mission auch die katholische als Kulturfaktor hinzugetreten; der letzteren sind diejenigen Stämme überwiesen, welche noch ausserhalb des Bereichs der evangelischen Mission liegen.

Vermöge des langen Wirkens der Mission ist der Kulturzustand unserer Eingeborenen bereits ein verhältnismässig hoher. Die sämtlichen Christen, sowie die reicheren Heiden gehen in europäischer Kleidung. Als Kirchen- und Schulsprache haben die Missionare das von den Buren eingeführte Holländisch angenommen, in welcher Sprache man sich nunmehr mit allen Stämmen verständigen kann, da sich bei jedem derselben eine Anzahl findet, welche derselben mächtig ist. Auch die Korrespondenz mit den Häuptlingen, sowie dieser unter sich, wird holländisch geführt.

Mit den Missionaren waren aber auch Händler und Jäger gekommen und damit die Schattenseiten unserer Kultur. Unsere Eingeborenen sind leidenschaftliche Raucher, sowie leidenschaftliche Liebhaber von Alkohol. Was aber für

uns noch unangenehmer ist, sie kennen und besitzen den Hinterlader schon seit 20—30 Jahren. Ihre Fechtweise ist durchaus europäisch, und wir werden daher in Südwest-Afrika von Gefechten, in welchen 50 Reiter der Truppe tausende von Eingeborenen in die Flucht geschlagen haben, nie etwas zu hören bekommen.

Nominell erstreckte sich die deutsche Herrschaft Anfang 1894 über das ganze Nama- und Hereroland, thatsächlich konnte sie indessen nur in Windhoek, wie bereits erwähnt, dem Hauptort und Sitz der Regierung, sowie auf dem Weg zur Küste ausgeübt werden, da die Schutztruppe, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, des noch andauernden Witbooi-Krieges halber, in Windhoek konzentriert bleiben musste, und auch irgend ein Verwaltungsapparat ausserhalb des genannten Platzes nicht vorgesehen war. Heute beherrschen wir — um dies vorgreifend zu bemerken — mit der auf etwa 700 Mann verstärkten Truppe, das ganze Schutzgebiet mit Ausnahme des Ovambolandes, mithin ein Gebiet, etwa so gross wie Deutschland. Ein Netz von Militärstationen gewährt Schutz, ein einfacher Verwaltungsapparat hält die staatliche Autorität aufrecht und verbürgt geordnete Rechtspflege. Das Ovamboland haben wir zur Zeit noch ausserhalb unseres thatsächlichen Machtbereichs gelassen, da es bis jetzt dort nichts zu schützen giebt. Vorläufige Versuche zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit den Ovambos hatten dagegen bis jetzt wenig Erfolg. Vielmehr deuten alle Anzeichen darauf hin, dass dieses Volk oder vielmehr die um ihre Macht besorgten Häuptlinge, mit Gewehr bei Fuss zu unserem Empfang bereit stehen. Ein freundschaftlicher Brief meinerseits im Jahre 1895 an den mächtigsten Ovambohäuptling, Kambonde, wurde z. B. dahin beantwortet, dass alles recht schön sei, was ich da geschrieben hätte, indessen wünschte mich der Häuptling in seinem ganzen Leben nicht zu sehen. Denn die Deutschen kämen wohl mit freundlichen Worten, aber wenn sie da seien, wollten sie regieren, regieren aber könne er allein, gewiss durchaus logisch.

Zwischen all' den bisher genannten Völkerschaften des Schutzgebietes, namentlich zwischen Hottentotten und Hereros, hatte früher ununterbrochener Kriegszustand geherrscht. Die Hereros sind ein erwerbendes, daher reiches, die Hottentotten dagegen ein lediglich verbrauchendes, daher armes Volk. Kein Wunder, wenn die gewaltigen Viehherden der ersteren die letzteren zu beständigen Raubzügen reizten, zumal sie in Bezug auf kriegerische Eigenschaften den Hereros überlegen waren. Die Führung in diesen Kriegen pflegte bei den zersplitterten Hottentotten irgend ein thatkräftiger Kapitän zu übernehmen, ohne dass es jedoch einem solchen je gelungen wäre, hierbei sämtliche Namastämme zu vereinigen. Dies verhinderte die gegenseitige Eifersucht der Kapitäne. Zuletzt war dieselbe an den uns wohl allen dem Namen nach bekannten Kapitän Hendrik Witbooi, einen Mann von besonderer Genialität und Thatkraft übergegangen. In der Folge ist derselbe auch für uns von solcher Bedeutung geworden, dass es sich wohl lohnen dürfte, eine kurze Zeit bei seiner Persönlichkeit zu verweilen.

Hendrik Witbooi ist keine imponierende Erscheinung, er ist, wie man bei uns zu sagen pflegt, kein „Blender“. Aber er imponiert bei näherer Bekanntschaft doch, und zwar durch seine auf unbeugsame Willenstärke gegründete Ruhe und Sicherheit. Kein unüberlegtes Wort habe ich je aus seinem Munde gehört. Langsam, aber sicher ist seine Rede. Aus dem festgeschlossenen Munde spricht Energie, aber auch ein unverkennbarer Zug von Herbheit. Im übrigen kann ich den Kapitän nicht besser schildern als mit den Worten seines besten Kenners, des damaligen Premier-Lieutenants von Burgsdorff, jetzt Bezirkshauptmann in Gibeon. Derselbe schilderte bereits im Jahre 1895 Witbooi und seine Leute wie folgt:

„Das Volk Hendrik Witboois ist das lebenskräftigste des Namalandes, der Schrecken und der Stolz des Landes. Solange die Witcamps sich nicht unterworfen hatten, solange sie kühn und selbstbewusst, ihre weissen Hüte schwenkend

durch die Berge sprengten, war der „Dütschmann“ keineswegs Herr im Lande; und wenn auch die anderen Kapitäne der Eingeborenen ihre Unterwerfung unter das deutsche Regiment ausgesprochen hatten, so war dies vorwiegend eine dem plötzlichen Zwange gefolgte Aeusserlichkeit. Es waren die Kleinen, die auf den Zeitpunkt warteten, zu dem der Grosse, der ehrlich und offen stets seine Unabhängigkeit wahren wollte, mächtiger seine Schwingen zu regen anfing. Und dieser Zeitpunkt schien jetzt gekommen: Unterstützungen waren den Witkamps von allen Seiten zugegangen; Munition stand ihnen reichlich zur Verfügung, es begann ein ernster, heftiger Kampf; es galt die Aufwendung unserer äussersten Energie, sonst wäre dieser Krieg wohl angefangen, aber nicht zu Ende geführt worden! Und was wären alsdann die Folgen gewesen? — Allgemeiner Aufstand im Namalande und unabsehbare Kriege.

„Zwei Momente nun sind es, welche den Witboois solche Kraft und Bedeutung verliehen, dass der Kampf mit ihnen wohl grössere Schwierigkeiten hervorrief, als es eine europäische Truppe als Gegner gethan hätte.“

„Die Persönlichkeit des Kapitäns Hendrik verkörpert die eine Gewalt; „hei is en diegen Kerl“, sagte mir einst ein Afrikaner. Eine stille, überlegende Natur, ein bescheidener Mensch, dem weder das demütig Kriechende, noch das protzen- und geckenhaft sich Ueberhebende der gewöhnlichen Hottentottenseele eigen ist, tritt uns in diesem etwa 70jährigen, kleinen Mann gegenüber, dessen Auge die Schlaueit eines Fuchses zeigt, aber auch treu und ehrlich blicken kann, wenn sein Herz warm wird und sein Gefühl ihm Vertrauen diktiert. Wie alle Hottentotten, sind er und sein Volk Christen. Unbegrenzte geistige Gewalt, zu deren Erlangung er sich das Christentum wohl zu Nutzen gemacht hat, übt er auf seine Unterthanen aus, die blind und unbedingt in seinem Bann stehen.“

„Er fing an im Süden des schwarzen Erdteiles die Bahnen zu wandeln, die im Norden mit Erfolg der Mahdi betreten.

2 6 v 3

Bezeichnend ist, was mir ein lange im Lande lebender Missionar erzählte: „Vor etwa 12 Jahren hätte ihm Hendrik einst gesagt, ein Cäsar, ein Alexander, ein Napoleon seien grosse Männer für ihre Völker gewesen, sie hätten weite Länder erobert und ihrem Vaterland Ruhm und Ehre gebracht, nun müsse das Hottentottenvolk doch auch einmal einen solch grossen Herrscher haben!“

„Was Hendrik sagte und that, war für sein Volk göttliche Mission. Lätete der kleine Mann eines Tages in seiner alten Residenz Gibeon die Kirchenglocken und strömte das Volk herbei, so vernahm es in ehrfürchtigem Staunen, dass sein Herrscher in der Nacht von Gott Befehl erhalten habe, das benachbarte Hereroland mit Krieg zu überziehen. „Gottes Geheiss“ war es und auf „Gottes Geheiss“ wurden die Hereros geschlagen und mussten es erleben, dass ihre schönen prächtigen Viehherden in die Kraale der Wittcamps getrieben wurden. Jahrelange Kriege mit den Hereros folgten.“

„Setzt Euch aufs Pferd und reitet im Schritt durch Mahareros Residenz, Gott hat mir gesagt, Euch wird nichts geschehen!“ So lautete der Befehl, welchen Kapitän Hendrik zweien seiner Krieger gab. — Gott hatte durch ihren Herrscher gesprochen, also war der Todesritt ohne Weiteres auszuführen. Der eine Mann nur kam zurück. Der andere war erschossen: ihn hatte doch zuletzt die Angst gepackt, und auf seinem Pferd den Ziambock schwingend, hatte er in der Karriere die feindliche Werft durchquert, während der erstere, dem Herrscherbefehl gemäss, im Schritt unangefochten das jenseitige Thor und die heimatlichen Pontocks erreicht hatte.“

„Solche und ähnliche Geschichten konnten nur dazu beitragen, die Macht und das Ansehen des Kapitäns von Gibeon zu einem nahezu übernatürlichen zu machen.“

„Die Kriege mit den Hereros wurden nur unterbrochen und abgelöst durch Kriege mit anderen Hottentottenstämmen, dann mit den Damaras, mit den Bastards und schliesslich in den letzten Jahren mit den ins Land „eingedrungenen Deutschen“.“

„Für Witbooi war der „Dütschmann“ naturgemäss der unberechtigte Eindringling, mit dem er bereits üble Erfahrungen gemacht hatte und welchen nunmehr als Herr anzuerkennen oder welchem sich zu unterwerfen ihm sein stark ausgeprägtes Selbst-, National- und Herrschergefühl verbot. — Der gewöhnliche Ausspruch lautet, Hendrik leide an Grössenwahn. Aber ein Grössenwahn hat eine gewisse Berechtigung, wenn etwas dahinter steckt, und wenn er nicht allzu sehr über das Ziel hinausschiesst. Dann wird aus dem Wahn das berechtigte Selbstgefühl, welches ein absoluter Regent, mag er auch nur ein afrikanischer — und für unsere Verhältnisse winziger — sein, haben muss.“

„Die zweite Ursache, die die Macht Wittboois zu stärken geeignet war, bildete der langwierige Guerillakrieg, den die Truppe seither geführt hatte, ohne einen entscheidenden Schlag führen zu können.“

„Dieser jahrelang dauernde Kampf hatte dem jetzt überwundenen Feind Schulung und Disziplin verliehen und ihm die Kenntnis beigebracht, wie der Europäer erfolgreich zu bekriegen ist. Hendrik führte seinen Orlog (Krieg) und leitete seine Gefechte mit einer Umsicht und einem Verständnis, als wäre er durch die Schule eines Generalstabes gegangen; mit einer Meisterschaft lieferte er seine tagelangen Rückzugsgefechte, wusste seine grosse Werft (Frauen und Kinder) und seine Viehherden so geschickt und sicher vor dem immer nachdringenden Deutschen zu leiten, dass man als Berufssoldat ihm seine Bewunderung nicht versagen kann.“

„Aber nicht nur der Feldherr hatte gelernt — dessen Wissen und Können waren zum Teil wohl angeboren —, sondern in der Hauptsache seine Soldaten. Wenn auch mancher seiner Gesellen den Schrapnel- und Büchsenkugeln zum Opfer fallen musste, Ersatz war stets dagewesen. Mit Stolz wurde jeder Hottentott Witbooischer und reihte sich mit Freuden unter die Hendrikschen Weissshüte. Diszipliniert und bedürfnislos, seinem Herrn bis zum Tod ergeben, vortrefflichster Scharfschütze und Meister in der Benutzung des

Geländes — bei diesen Vorzügen dann noch zerlumpt und bettelhaft und gewöhnlich nichts weiter sein eigen nennend als ein Pferd und ein gutes Schiessrohr. Dies der Hendrik-sche Orlogmann! ¹⁾“

Ich meinerseits kann diese Darstellung nur Wort für Wort unterschreiben und möchte nur noch hinzufügen, dass Hendrik Witbooi an sich nie ein Feind der Weissen gewesen ist. So viel es möglich war, hat derselbe diese während seiner zahlreichen Kriege mit den übrigen Eingeborenen stets zu schonen versucht. Dies Verhältnis änderte sich naturgemäss, nachdem wir im April 1893 den Krieg mit ihm mittelst Angriff auf seinen Zufluchtsort Hornkranz begonnen hatten. Es geschah solches zu dem Zweck, den Kapitän von seinen ewigen Kriegszügen gegen die Hereros abzuhalten und dem Schutzgebiete Ruhe und Frieden verschaffen. Ob dieser Krieg notwendig gewesen ist, oder ob, wie von mancher Seite behauptet wird, Hendrik Witbooi bei richtiger Behandlung sich auch so unterworfen bezw. mindestens Ruhe und Frieden gehalten haben würde, wer vermag das jetzt noch zu entscheiden? Wir werden im Verlauf meines Vortrags in Bezug auf Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft den Kapitän noch von solcher Hartnäckigkeit finden, dass mindestens dieser Fall recht zweifelhaft erscheint! Bedauerlicher Weise aber hatte nicht verhindert werden können, dass Witbooi, welcher in kluger Voraussicht das drohende Unheil wohl kommen sah, sich rasch mit den Hereros vertrug. Infolge dessen konnte auf der einen Seite der Kapitän mit einem gewissen Schein von Recht behaupten, er sei zu Unrecht angegriffen worden, auf der anderen Seite aber wollen die Hereros bis zum heutigen Tage nicht einsehen, dass unser Eingreifen zu ihrem Gunsten geschehen war und dass sie uns dafür Dank schuldig seien. Beide Teile berufen sich bei ihren Erwägungen auf den bereits vorher zwischen ihnen abgeschlossenen Frieden. Leider blieb ferner dem Angriff auf Hornkranz insofern ein völliger Erfolg versagt, als die Ver-

¹⁾ Aus dem Mil. Wochenblatt No. 44 vom Jahre 1895.

nichtung des Gegners nicht gelungen war. Dem Letzteren war im Gegenteil noch Kraft genug zu einem ferneren, andert-halb-jährigen Widerstande verblieben. In diesem war der Kapitän, wenn auch oft geschlagen, in seinen und der Eingeborenen Augen bis zu seiner thatsächlichen Unterwerfung moralisch der Sieger geblieben. Denn in Kolonialkriegen handelt es sich nicht um Erringung von Siegen, sondern um die Erzwingung des Friedens. Die schönsten Siege nützen nichts, wenn durch sie nicht der Frieden erzwungen wird. Und dies ist im Kriege gegen Eingeborene recht schwer. Denn die Eingeborenen machen sich aus dem Verlust an Ehre infolge einer Niederlage gar nichts, aus dem Verlust an Land aber noch weniger. In kurzer Zeit sind sie an einer neuen Wasserstelle wieder häuslich eingerichtet. Erhalten sie hier wieder Luft, dehnen sie sich gummiball-ähnlich aus, um bei drohender Gefahr sofort sich abermals zusammen zu schliessen. Sie kennen keine Front, keine Flanken, keine Rückzugslinie, für sie führt die letztere überall hin.

Die Besiegung eines solchen Gegners ist weitaus schwieriger, als diejenige eines europäischen. Zu ihr bedarf es anderer Mittel, als dort. Ueber sie mich näher auszulassen, würde mich jedoch hier zu weit führen. Ich werde dies an anderer Stelle thun.

Im Uebrigen geben, um dies hier einschaltend zu bemerken, diese Schwierigkeiten mit einem Schlüssel zu meinem bisherigen ablehnenden Verhalten dem Versuche gegenüber, mich zu einer Entwaffnung der Hereros zu veranlassen, Versuche, die allerdings bis jetzt nur von nicht verantwortlicher Seite ausgegangen sind. Ein solcher Versuch würde, ohne den Erfolg zu verbürgen, einen blutigen, ja grausamen Krieg aller gegen alle zeitigen. Und wie leicht ist ein Kolonialkrieg entfesselt, wie schwer dagegen beendet! Die Spanier haben z. B. drei Jahre lang in Kuba gesiegt und was haben sie erreicht? In den Kolonialkriegen muss daher neben dem Feldherrn stets der Diplomat stehen, in der einen Hand das

scharf geschliffene Schwert, in der anderen aber das Zuckerbrot. Was dagegen die Entwaffnung anbetrifft, so kann eine solche bei richtigem Eingreifen auch ohne besondere Gewaltmittel langsam, aber sicher herbeigeführt werden, und ist dies zum Teil bereits geschehen. Weiter auf diesen Punkt einzugehen, fehlt mir zu meinem Bedauern gleichfalls die Zeit.

Mein persönliches Eintreffen im Schutzgebiet (wie bereits erwähnt 31. Dezember 1893) fiel mitten in diesen Krieg gegen Witbooi. Es war klar, dass von Erfüllung einer anderen Aufgabe, als mit allen Mitteln Hendrik Witbooi niederzuwerfen, zunächst keine Rede sein konnte. Von ihrem Gelingen hing Sein- und Nichtsein des Schutzgebietes ab. Von grundlegender Bedeutung schien hierbei, wie in gemeinsamer Beratung zwischen meinem Vorgänger, dem Major v. François, welcher letzterer noch zwei Monate mit mir zusammen gearbeitet hat, und mir festgestellt wurde, die bislang nominelle Unterwerfung des übrigen Namalandes in eine thatsächliche umzuwandeln. Denn der Verdacht war nicht abzuweisen, dass Witbooi seitens der übrigen Namastämme fortgesetzt offene und heimliche Unterstützung erhielt. Liebt es derselbe doch, sich selbst als „König des Namalandes“ zu bezeichnen. Ausser Witbooi hatten sich überdies zwei weitere Kapitaine des Namalandes noch nicht einmal nominell der deutschen Herrschaft unterworfen, dagegen als Diebe und Strassenräuber einen unliebsamen Namen gemacht. Es waren dies die Kapitaine der beiden östlichen Hottentottenstämme, Andreas Lambert und Simon Cooper von den Khanas- resp. „Franzmann-Hottentotten“. Sie bildeten für die deutsche Truppe eine stets offene Gefahr im Rücken.

In einem gemeinsamen, etwa 2 Monate andauernden Kriegszug gelang diese Unterwerfung, wobei der Kapitän A. Lambert wegen eines an einem Weissen begangenen Mordes mit dem Tode bestraft wurde. Ferner gelang die friedliche Besetzung des Namalandes mit Militärstationen, womit dessen thatsächliche Unterwerfung besiegelt war.

Nunmehr stand als einziger offener Gegner nur der Kapitän Witbooi im Felde, zweifellos durch die bisherigen Kriege arg mitgenommen, sich indessen noch stark genug fühlend, um die Friedensvorschläge des Majors von François vor dessen Abreise gestellt, welche in Unterwerfung nebst Auslieferung der Hinterlader gipfelten, zurückzuweisen. Der Kapitän hatte sich in ein schwer zugängliches Gebirge, die Naukluft, zurückgezogen, und die Truppe musste zunächst dorthin marschieren, um es auf einen erneuten Waffengang ankommen zu lassen. Dieser Waffengang begann zunächst recht friedlich mit einem lebhaften Briefwechsel. Die Briefe des Kapitäns zeigen uns denselben nicht als einen Halbwilden, sondern als einen logisch denkenden Menschen mit verhältnismässig guter Schulbildung. Es sei mir gestattet, das Wichtigste aus diesem Briefwechsel hier anzuführen:

Naauklof, den 4. Mai 1894.

Mein lieber hochedler Deutsch-Kaiserlicher Herr,
Stellvertreter v. François.

Euer Edeln fragen mich, ob ich Frieden mit Ihnen will machen oder Krieg? Darauf antworte ich: François weiss es ganz gut und Euer Hochedeln auch, obwohl Euer Edeln nicht hier waren, dass ich von Alters her mit Ihnen, mit François und mit allen weissen Leuten Frieden gehalten habe. François hat mich nicht geschossen um des Friedens willen, sondern darum, dass ich mit ihm in Frieden war. Ich lag ruhig in meinem Hause und schlief, da kam François, mich wach zu schiessen, und das nicht um des Friedens willen oder um einer Missethat, deren ich mich durch Wort oder That gegen ihn schuldig gemacht haben könnte, sondern darum, dass ich etwas, was allein mein Eigentum ist, und worauf ich ein Recht habe, nicht aufgegeben habe. Ich habe meine Unabhängigkeit nicht aufgegeben, denn ich habe allein ein Recht auf das Meinige, um es jemand, der mich darum fragt, zu geben oder nicht zu geben, wie ich will. François hat mich bekriegt, weil ich mein eigenes Gut nicht geben wollte. Das kann ich nicht verstehen und ich bin

erstaunt und höchlichst verwundert, dass ich von dem Grossmann François solch traurige und schreckliche Vergewaltigung erlitten habe. Zuerst wurde mir das Schiessgut gestopft, und als ich dann mit leeren Händen dastand, wurde ich geschossen. Solche Werke hätte ich von François nicht erwartet, umsoweniger, als ihr weissen Menschen die verständigsten und gebildetsten Menschen seid und uns die Wahrheit und Gerechtigkeit lehrt. Ich kann nicht verstehen, dass das Sünde und Schuld ist, wenn ein Mensch sein Eigentum und Gut nicht geben will, wenn ein anderer Mensch dasselbe verlangt. Ferner sage ich Euer Hochedeln, der Friede und Krieg liegt nicht in meinen Händen, denn dieser Krieg liegt nicht an mir und ist nicht durch mich verursacht, da ich François in keiner Weise Schaden zugefügt oder beleidigt habe. Nun sagen Euer Hochedeln in Ihrem Briefe, dass François nach Deutschland zurückgereist ist, und Sie vom Deutschen Kaiser als dessen Stellvertreter gesendet sind, um mich zu vernichten, wenn ich keinen Frieden haben will. Dies beantwortete ich so: Der Friede ist etwas, was Gott eingesetzt hat auf Erden, denn Gott hat gesagt in seinem Worte, es ist eine Zeit des Krieges und es ist wieder eine Zeit des Friedens, darum will ich den Frieden nicht abschlagen, wenn Euer Edeln mit freundlicher und wahrer Aufrichtigkeit zu mir von Frieden sprechen, denn François hat meinen Frieden weggenommen, und wenn Sie nun gekommen sind, um alles, was François unrecht und ungesetzlich an mir gehandelt hat, in Richtigkeit zu bringen und die Sachen, um welche François mich geschossen hat, tot zu machen und allein Frieden zu machen, dann will ich dem Frieden nicht widerstreiten. Ich werde Euer Hochedeln dann den Frieden geben und bin gewillig, Ihnen Frieden zu geben, um des Herrn willen. Dies ist mein letzter Hauptpunkt, und ich will hier erst schliessen und grüsse Euch, hochedler Herr, Ich, Ihr Freund und Kapitän, der Hauptkapitän von Namaland.

gez. Hendrik Witbooi.

Lager vor der Naauklof, 5. Mai 1894.
An Kapitän Hendrik Witbooi,
Naauklof.

Deinen Brief habe ich erhalten und will versuchen, ihn klar zu beantworten. Auf Wunsch der meisten Kapitäne des Nama- sowie des Hererolandes hat Seine Majestät der Deutsche Kaiser die Schutzherrschaft über beide Länder übernommen, dabei aber diejenigen Kapitäne, welche die Schutzherrschaft nicht annehmen, unbehelligt gelassen, solange sie mit den anderen Kapitänen Frieden hielten. Du aber hast letzteres nicht gethan, sondern verschiedene Kapitäne des Namalandes abgeschossen und schliesslich Dich in Hoornkrans festgesetzt und von da Raubzüge in das Hereroland unternommen. Du hast mithin in dem Gebiete, das unter dem Schutze des Deutschen Kaisers stand, Ruhe und Frieden gestört. Seine Majestät hat Deinem Treiben lange in Geduld zugesehen, dann aber als Du nicht davon ablassen wolltest, befohlen, dass auf Dich geschossen werde. Denn, wie mit allen seinen Pflichten, so nimmt es der Deutsche Kaiser auch ernst mit seinen Pflichten als Schutzherr des Namalandes. Wenn Du ruhig in Gibeon geblieben wärest und Dein Volk in Frieden regiert hättest, so würde nicht auf Dich geschossen worden sein. Dass Du uns Weissen vorher nie etwas gethan, das weiss ich wohl; aber nicht unseres Vorteils willen ist auf Dich geschossen, sondern, wie oben gesagt, lediglich um der Ruhe und des Friedens des Namalandes willen.

Ob Dir der Herr Major v. François das alles so deutlich erklärt hat, darüber habe ich kein Urteil; ich denke aber, dass er es gethan und dass Du ihn zu lange nicht hast verstehen wollen. Jedenfalls hat es keinen Zweck, wenn wir jetzt darüber noch viele Worte machen. Unsere Pflicht ist, jetzt nur zu reden von dem, was geschehen soll, und da finde ich, dass Deine Antwort nicht deutlich ist. Ich habe Dir klar gemacht, dass Du jetzt keine andere Wahl mehr hast, als bedingungslose Unterwerfung unter den

Willen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers oder Krieg bis zur Vernichtung, und darauf ersuche ich Dich um klare Antwort. Der Wille Seiner Majestät geht dahin, dass im Namalande jeder in Ruhe und Frieden seine Arbeit thun und kein Kapitän den anderen bekriegen soll. Welche weiteren Bedingungen Seine Majestät Dir persönlich noch stellt, das kann ich Dir erst mitteilen, wenn Du mir gesagt hast, ob Du Dich unterwerfen willst oder nicht. Ich habe Dir bereits geschrieben, dass ich jetzt noch hoffen kann, Dir günstige Bedingungen auszuwirken.

Das Eine sage ich im voraus und werde mich freuen, wenn Du dies ehrlich Deinen Leuten mitteilen wolltest. Wir Deutsche führen keinen Krieg gegen Deine Leute, sondern wir wollen in Frieden mit den Namas zusammenarbeiten. Ich hoffe daher, dass Deine Leute von der Erlaubnis, bis zum 25. d. M. friedlich in ihre Wohnplätze zurückkehren zu können, recht zahlreich Gebrauch machen.

Wir führen dagegen Krieg gegen Dich persönlich, solange Du Dich für den Oberherrn des Namalandes hältst und glaubst das Recht zu haben, andere Kapitäne nach Belieben abzuschliessen. Das hast Du früher so thun können, das soll aber jetzt nach dem Willen Sr. Majestät aufhören.

Wenn Dir nun etwas noch nicht klar sein sollte, so halte ich es für das Beste, wir treffen uns zur mündlichen Unterredung mitten zwischen unseren Lagern; aber es muss bald geschehen, da ich wenig Zeit habe.

Ich bin mit freundlichem Gruss
der Kaiserlich Deutsche Landeshauptmann

I. V.

gez. Leutwein, Major.

*

*

*

Naauklof, den 7. Mai 1894.

Mein lieber Kaiserl. Deutscher Herr,
Stellvertreter v. François, Major!

Ich habe Ihren Brief empfangen und verstanden, stelle jedoch nochmals dieselbe Bitte an Euer Hochedeln. Die

zwei Tage, die Euer Hochedeln mir gegeben, sind mir noch nicht genug, denn die Sache, die Euer Hochedeln mich fragen, ist keine leichte und auch keine gewöhnliche Sache. Sie lastet schwer auf des Menschen Gemüt und ist schwer für einen Menschen, der ein unabhängiges, freies Leben gewöhnt ist.

Darum bitte ich Sie, lieber Herr, sich doch erst in Frieden zurückzuziehen, auf dass ich mehr Zeit habe, mir die Sache ernstlich und reiflich zu überlegen, ich meine nicht allein, um sie abzuschlagen. — Lassen Sie mir doch meine eigene freie Wahl in einem längeren Zeitraum, dass ich über die Sache nachdenken kann in Tiefsinnigkeit, ob ich sie annehmen soll oder nicht. Solange Euer Edeln mit Ihrer Kriegsmacht vor mir stehen, kann ich keinen Entschluss fassen, zu dem ich die Zustimmung aller meiner Männer haben muss, damit es nicht den Anschein hat, dass die Sache durch das Hiersein Eurer Kriegsmacht übereilt und ich dieselbe angenommen hätte, ohne dass ich von Herzen geneigt und willig wäre. Darum bitte ich Sie, lieber hochedler Herr, doch vorläufig von mir zurückzugehen in Frieden. Ich hoffe, dass Euer Edeln mich diesmal gut verstehen werden.

Hiermit will ich schliessen und grüsse Sie freundlichst.

Ich bin Ihr Freund und Kapitän

gez. Hendrik Witbooi.

*

*

*

Lager vor der Naauklof, den 7. Mai 1894.
An den Kapitän Hendrik Witbooi

Naauklof.

Mein lieber Kapitän!

Ein ordentlicher Krieg ist besser als ein fauler Friede. Und wenn ich von diesem Platze ginge, lediglich mit Deiner Friedensversicherung und nicht zugleich mit Deiner Unterwerfung unter den Willen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, so würde dies ein fauler Friede sein. Obwohl ich noch nicht lange im Lande bin, so weiss ich doch, dass Du

2*

seit 1884, mithin seit zehn Jahren, nur von Raub und Blutvergiessen lebst, obwohl Du dazwischen oft Frieden geschlossen hast. Und darum werde ich nicht von Dir weichen, bis Du Dich entweder unterworfen hast oder vernichtet bist, und sollte dies Monate und Jahre dauern. Wenn es Dir persönlich jedoch so sehr schwer wird, Du aber Deinem Volke doch den Frieden verschaffen willst, so bringe das Opfer der Selbstüberwindung, setze einen Deiner Söhne in Deine Rechte ein, und dieser mag dann den Vertrag abschliessen. Dir selbst werde ich in diesem Falle das Leben verbürgen, auch das Recht des Aufenthalts ausserhalb des deutschen Schutzgebietes. Ich wiederhole: „Friede ohne ausdrückliche Unterwerfung unter die deutsche Schutzherrschaft“ giebst für Dich und Dein Volk nicht mehr. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache.

Mit freundlichem Grusse
der Kaiserlich Deutsche Landeshauptmann

I. V.

gez. Leutwein, Major.

* * *

Naauklof, den 24. Mai 1894.

Mein lieber hochgeachteter Herr Major Leutwein,
Kaiserlich Deutscher Gesandter!

Ihren letzten Brief habe ich empfangen und daraus ersehen, dass Euer Edeln mich nun gut verstanden haben und dass wir soweit einig geworden sind. Ich danke dem Herrn von Herzen, dass er in dieser grossen und schweren Sache selbst als Mittler zwischen uns gestanden und bewirkt, dass das Blutvergiessen, welches wir im Sinne hatten, nicht ferner geschieht, sondern wir in Frieden auseinandergehen. Auch ferner möge der Herr uns helfen, dass doch kein Blutvergiessen mehr zwischen uns ist.

Ferner geben mir Euer Hochedeln noch zwei Monate Bedenkzeit über den Schutzvertrag, und soll ich während dieser Zeit keine Feindseligkeiten gegen unter deutschem Schutz stehende Menschen unternehmen. Die Kriege, die

ich geführt, sind keine Kriege, die ich zuerst begonnen habe, denn die roten, schwarzen und selbst Ihr wissen Menschen haben mich zuerst geschossen, und mein Pulver hat nie gegen Menschen zuerst gebrannt, auch habe ich niemanden beleidigt oder sonst Schaden gethan von all den Menschen, warum sie mich mit Wort und That hätten schiessen können. Ohne Ursache oder Schuld meinerseits haben sie mich alle geschossen. Da wir nun Frieden gemacht haben, versichere ich Euer Hochedeln, so als Sie auch in Ihrem Briefe sagen, dass Sie glauben, ich würde mein Wort halten, dass ich nicht der erste sein werde, welcher den Frieden bricht, und ich werde keinen Menschen zuerst schiessen oder sein Vieh nehmen. Euer Edeln kennen mich noch nicht, aber Sie sagen, dass Sie versichert seien, dass ich mein Wort halten würde, jetzt in diesem Frieden sollen Euer Hochedeln mich selber kennen lernen und selbst erfahren und sehen, dass alle Dinge, deren die Menschen mich beschuldigen und warum sie mich geschossen, nicht wahre Dinge sind. Ich werde nichts thun bis zu der Zeit, die Euer Edeln mir gesetzt haben.

Hier will ich schliessen und grüsse Sie und alle Ihre Männer herzlich und freundlichst mit dem Friedensgruss, mit Freudigkeit und Dankbarkeit und wünsche Euer Edeln, dass Sie auch mit derselben Freudigkeit und Dankbarkeit zurückgehen.

Ich bin ihr Freund und Kapitän

Hendrik Witbooi.

Während dieses Briefwechsels traf am 7. Mai die Nachricht ein, dass Witbooi unsere Bundesgenossen, die Bastards, um etwa 700 Ochsen erleichtert hatte. Dies veranlasste mich, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Doch wurde aus Gründen, die aus dem nachstehenden sich ergeben, von beiden Seiten zunächst Ernstliches nicht unternommen. Da traf mitten in dieser Kriegshandlung ein Telegramm aus Berlin mit der Nachricht ein, dass 250 Mann Verstärkung, welche ich in einem früheren Bericht an den Herrn Reichs-

kanzler als unerlässlich bezeichnet hatte, bewilligt seien und im Monat Juli landen würden. Dies veranlasste mich, um mich eines landesüblichen Ausdruckes zu bedienen, „Wasser in meinen Wein zu thun“, und Witbooi eine weitere zwei-monatliche Bedenkzeit anzubieten. Der Kapitän nahm unter dem Ausdruck lebhaften Dankes an, ich besuchte denselben in seinem Lager, und schieden wir äusserlich als gute Freunde. Heimlich aber hatte einer den anderen zu über-vorteilen gesucht. Ich wollte die Verstärkung abwarten, da ich mit der damals mir zur Verfügung stehenden Macht von kaum 100 Gewehren wohl das feindliche Lager stürmen, aber nicht völlig abschliessen konnte, somit ein nachhaltiger Erfolg auch jetzt wieder ausgeschlossen erschien; Witbooi dagegen hatte, wie wir erst nachträglich erfuhren, damals den grössten Teil seiner Leute in das Namaland entsendet und war in dieser Verfassung von der Truppe überrascht worden. Daher die scheinbare Nachgiebigkeit und Demut in seinen Briefen. Als dann die Truppe zwei Monate später mit der mittlerweile eingetroffenen Verstärkung wieder vor der Naukluft erschien, stand der Feind in ganz anderer Rüstung da, und damit änderte sich auch der Ton in den Briefen des Kapitäns. Bis jetzt hatte mich derselbe, wie Sie gesehen, mit „Edlen“ und „Hochedlen“ angeredet, nun schrieb er plötzlich: „Ich mag nicht unter Ihnen stehen,“ d. h. das holländische „U“, welches auch mit dem brüderlichen „Du“ übersetzt werden kann.

Bereits auf dem Wege zur Naukluft erreichte mich dieser Brief, in welchem Witbooi jede Unterwerfung rundweg ablehnte. Es folgte nun weiterer Briefwechsel zwischen uns beiden mit nichtbesserem Ergebnis, sodass ein nochmaliger, blutiger Waffengang unvermeidlich geworden war. Der erwähnenswerteste Brief des Kapitäns vom 17. August lautete im Auszuge:

17. 8. 94.

Mein lieber Hochedler Herr Leutwein, Major!

Sie sagen ferner, dass es Ihnen leid thut, dass ich den Schutz des deutschen Kaisers nicht anerkennen will, und dass

Sie mir dies als Schuld anrechnen und mich mit Waffengewalt strafen wollen. Dies beantworte ich so: Ich habe den deutschen Kaiser in meinem Leben noch nicht gesehen und er hat mich auch noch nicht in seinem Leben gesehen, deshalb habe ich ihn auch noch nicht erzürnt mit Worten oder Thaten. Gott, der Herr, hat verschiedene Königreiche auf die Welt gesetzt, und deshalb weiss und glaube ich, dass es keine Sünde und kein Verbrechen ist, dass ich als selbstständiger Häuptling meines Landes und Volkes bleiben will, und wenn Sie mich wegen meiner Selbständigkeit über mein Land und ohne Schuld töten wollen, so ist das auch keine Schande und kein Schade, denn dann sterbe ich ehrlich über mein Eigentum. Es ist wahrlich keine Schuld, dass ich Ihnen nicht stehen will, denn ich habe wahrhaftig keine Schuld an all den Sachen, welche Sie mir in Ihrem Briefe als Verbrechen vorgetragen haben und welche Sie als Gründe gebrauchen, um über mich ein Todesurteil zu sprechen. Denn das sind Ihre eigenen Gedanken, die Sie zu Ihrem Vorteil ausgesonnen haben, die Sie selber ausgedacht haben, um vor der Welt die Ehre, das Recht und die Wahrheit auf Ihrer Seite zu haben. Aber ich sage Ihnen, lieber Freund, ich bin wahrhaftig frei und ruhig in meinen Gedanken, weil ich weiss, dass ich wahrhaftig unschuldig bin, und weiss auch, dass Sie wissen, dass ich vor Ihnen unschuldig bin. Aber Sie sagen, Macht hat Recht, und nach diesen Worten handeln Sie mit mir, weil Sie mächtig in Waffen und allen Bequemlichkeiten sind, darin stimme ich überein, dass Sie wirklich mächtig sind und dass ich nichts gegen Sie bin. Aber, lieber Freund, Sie kommen zu mir mit Waffengewalt und haben mir erklärt, dass Sie mich beschiessen wollen. So denke ich diesmal auch, wieder zu schiessen, nicht in meinem Namen, nicht in meiner Kraft, sondern in dem Namen des Herrn und in Seiner Kraft, und mit Seiner Hülfe werde ich mich wehren. Weiter sagen Sie auch, dass Sie unschuldig sind an diesem Blutvergiessen, welches nun geschehen soll, und dass Sie die Schuld auf mich legen; aber das ist unmöglich,

dass Sie so denken können, da ich Ihnen gesagt habe, dass ich Ihnen den Frieden geboten habe und dass durch mich kein Blutvergiessen geschehen soll. So liegt die Rechen-schaft über das unschuldige Blut, das vergossen werden soll von meinen Leuten und von Ihren Leuten, nicht auf mir, denn ich bin nicht der Urheber dieses Krieges. Ich ersuche Sie, lieber Freund, nochmals! Nehmen Sie den wahren und aufrichtigen Frieden, den ich Ihnen geboten habe, und lassen Sie mich stehen in Ruhe. Gehen Sie zurück, nehmen Sie Ihren Krieg zurück, gehen Sie von mir weg, dies ist mein ernstliches Ersuchen an Sie. Zum Schlusse grüsst Sie

Ihr Freund und Kapitän gez. Hendrik Witbooi.

Meine Antwort datierte vom 21. 8. und enthielt die Stellen:

Auf Deinen letzten Brief vom 17. ds. antworte ich folgendes: Dass Du Dich dem Deutschen Reiche nicht unterwerfen willst, ist keine Sünde und keine Schuld, aber es ist gefährlich für den Bestand des Deutschen Schutzgebietes...

Also, mein lieber Kapitän, sind alle weiteren Briefe, in denen Du mir Deine Unterwerfung nicht anbietest, nutzlos. Einen Kapitän von Gibeon, der stets freundlich auf seinem Platze geblieben wäre, könnte ich selbständig lassen, Dich aber, bei Deiner Vergangenheit, nicht. Der gute und wahre Friede, von dem Du sprichst, kann nach meiner und der Ueberzeugung noch vieler Menschen erst einkehren, wenn Du Dich der deutschen Oberherrschaft unterwirfst.....

Ich hoffe indessen, dass Du mit mir darin einverstanden bist, dass wir den Krieg, der bei Deiner Hartnäckigkeit leider nicht zu vermeiden ist, menschlich führen und hoffe ferner, dass derselbe kurz sein werde.

Ferner bin ich gern bereit, Dir auch während des Krieges jede Aufklärung zu geben, die Du wünschst, da ich dann hoffen kann, dass nicht mehr Blut vergossen wird, als durchaus notwendig. gez. L.

Der nun folgende Krieg verlief zwar äusserst blutig — wir hatten etwa 20 pCt. Verlust — aber derselbe trug trotzdem,

wie auch eigentlich schon aus dem Briefwechsel hervorgeht, von Hause aus den Keim eines späteren friedlichen Verständnisses in sich. So hatten die Witbooi-Weiber auch nach der Kriegserklärung bis zum Tage des Sturmes bei unserem Lager die Wäsche unserer Soldaten besorgt und damit für sich und ihre mitgebrachten Kinder das tägliche Brot verdient. Zum letzten Male lagen sie dieser nützlichen Beschäftigung am 26. abends ob, und am 27. früh erfolgte der Sturm. Später, als im feindlichen Lager die Rationen immer knapper wurden, kamen diese Weiber zahlreich zu unsern Vorposten und baten, oft kniefällig, herausgelassen zu werden. Dem erhaltenen Befehl gemäss wurden sie mit Kaffee und Tabak ausgestattet und mit der Weisung, auch ihre Männer zu holen, zurückgesendet. Nur mit diesen würden sie herausgelassen werden. Doch schenkten uns die Männer dieses Vertrauen nicht, da sie uns einer anderen Kriegsführung, als ihrer eigenen, welche jeden gefangenen Feind unnachsichtlich dem Tode weiht, nicht fähig hielten. Endlich fand während des ganzen Krieges ein durch keinen Zwischenfall gestörter Parlamentär-Verkehr zwischen beiden Lagern statt, welcher letzterer uns sogar einmal ermöglicht hat, die Spur des verschwundenen Gegners ohne weitere Fährlichkeiten wieder aufzufinden.

Den Verlauf des Krieges selbst im einzelnen zu schildern, würde hier zu weit führen. Zum allgemeinen Verständnis möchte ich nur erwähnen, dass der Kriegsschauplatz, das Naukluftgebirge, ein Gebirgsstock von etwa der Grösse des Harzes ist. Da die bisherigen Feldzüge alle an dem Umstande gescheitert waren, dass eine völlige Einschliessung des Gegners nicht gelungen war, so galt es jetzt, diesen Uebelstand zu vermeiden. Demgemäss wurde vor dem Sturm das ganze Gebirge abgesperrt, was Witbooi in einem seiner Briefe zu dem Vorwurf veranlasste, „meine Leute bauten Pfähle um sein Haus.“

Wie schwach indessen der Absperrungsgürtel nur sein konnte, lässt sich wohl ermessen, wenn ich erwähne, dass

unsere ganze Macht nur 300 Gewehre und 2 Geschütze be-
tragen hat. Die Absperrungslinie bestand daher aus Posten
von nur 4—6 Gewehren, welche in Entfernungen von 4—5 km
den Ausgängen des Gebirges gegenüber aufgestellt waren.
Ein Entkommen des gegnerischen Führers selbst, sowie seiner
waffenfähigen Männer bei Nacht und Nebel durch die Zwischen-
räume dieser Posten war daher selbstredend nie zu verhindern,
ebensowenig das Ueberrennen eines einzelnen Postens. Und
doch gelang die Zurückwerfung des Gegners, als derselbe
am 4. September in einer Stärke von etwa 2500 Menschen,
darunter noch gegen 300 waffenfähige Männer, das Gebirge
verlassen wollte. Und zwar gelang dies nur, weil es möglich
gewesen war, nach sicherer Feststellung die Rückzugsrichtung
Witboois an die bedrohte Front, die Südfront, rechtzeitig
eins der beiden Geschütze zu entsenden, sowie weil Witbooi
zufällig gerade bei dem Posten auszubrechen versuchte, bei
welchem das Geschütz gestanden hatte. Hier hatte den alten
Krieger doch sein anerkanntes taktisches Verständnis im
Stiche gelassen. Er hatte nämlich versäumt, auf der Süd-
front zu rekognoszieren, und wusste von der dortigen Ab-
sperrungslinie nichts. Zum Ausbrechen aus dem Gebirge
war, um dies nachzuholen, der Kapitän durch die Erstürmung
seiner Hauptstellung am 27./28. VIII., sowie durch zwei Ver-
folgungsgefechte im Gebirge selbst gezwungen worden. In
dem letzten dieser Gefechte war der Adjutant der Truppe,
Prem.-Lt. Diestel, gefallen und bei seiner Leiche folgender
Brief Witboois gefunden worden:

Gurus, 3. September 1894.

Mein lieber edler Herr Major Leutwein, hierbei mache
ich diese Zeilen für Sie und bitte Sie darum, sei doch so
gut und drehe doch um, sehen Sie denn nicht, dass ich
fliehe, ich bin doch nicht so Grosses schuldig für Sie, so
bitte ich Euer Edelen, warum? Lass mich doch stehen und
drehe um, wenn es Ihnen beliebt; hoffend, dass Euer Edeln
dies thun, schliesse ich mit herzlichen Grüssen. Ich bin Ihr
Freund

gez. H. W., Kapitän.

Lass doch nach diesen Brief kein weiteres unschuldiges Blut fließen.

Wie Sie sehen, weicht hier der Kapitän dem Wort „Unterwerfung“ noch sorgfältig aus und war daher seine Bitte um Beendigung des Blutvergiessens für uns ohne Wert. Die Kriegslage hatte sich jetzt insofern eigentümlich gestaltet, als Witbooi nunmehr wieder im Gebirge drin, wir dagegen „draussen“ waren, beide Teile indessen derart erschöpft, dass zunächst keiner etwas Ernstes zu unternehmen vermochte. Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne unseren Soldaten hier ein wohlverdientes Denkmal zu setzen. Nur, wer die himmelhoch ansteigenden Klippenberge der Naukluft gesehen hat, vermag zu würdigen, was dieselben dort geleistet haben. Um in der Luftlinie 100 m zu überwinden, bedurfte es oft einen halben Tag mühsamen Kletterns. Nehmen Sie zu diesen Schwierigkeiten noch die beständige Lebensgefahr, welcher die Mannschaften ausgesetzt waren, sowie den Umstand, dass bei den schwierigen Verbindungen der Proviant nicht immer rechtzeitig den Anschluss hatte erreichen können, sodass ein 24 stündiges Fasten keine Seltenheit war, so werden Sie unseren Soldaten Ihre Anerkennung gleichfalls nicht versagen, aber auch begreiflich finden, wenn schliesslich ein leises Friedensbedürfnis in aller Herzen eingezogen war.

Im übrigen stellte nach zweitägiger Ruhepause ein rascher Rechtsabmarsch der Truppe über das Hauptlager in das Gebirge zurück die richtige Kriegslage wieder her. Bereits auf dem Marsche dorthin traf ein weiterer Brief Witboois mit einem offenen Unterwerfungsangebot ein. Nunmehr stand ich mehrere tausend Meilen von der Heimat entfernt, lediglich auf mich selbst angewiesen, vor der folgenschwersten Entscheidung meines Lebens. Die öffentliche Meinung in der Heimat verlangte fraglos eine strenge Bestrafung Witboois. Nahm ich aber die angebotene Unterwerfung an, so hatte ich damit eine solche aus der Hand gegeben, denn von seinem Schutzherrn will man weder getötet, noch der

Kapitänenschaft entsetzt werden. Nahm ich aber nicht an, so ging der Krieg weiter, ob mit dem angestrebten Erfolge, den Kapitän selbst mit seinen wehrfähigen Männern zu fangen, erschien, wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, mindestens recht zweifelhaft. Zu der hierzu erforderlichen hermetischen Abschliessung des ganzen Gebirges hätte es nicht 300, sondern 3000 Gewehre bedurft.

Vielmehr lag die Gefahr nahe, dass eine Fortsetzung des Krieges uns keinen besseren Erfolg, wohl aber die Aussicht auf eine ewig flüchtige, schwer fassbare Räuberbande gebracht hätte. Dazu kam, dass der Kapitän sich bisher als ein durchaus anständiger Gegner gezeigt hatte. Ihn zu gewinnen, schien daher mehr Erfolg zu versprechen, als seine damals 2—3000 Köpfe starke, durch lange Kriege verwilderten Unterthanen. Statt mit einem einzigen verständigen Menschen, hätten wir mit 2—3000 vielleicht recht unverständigen zu rechnen gehabt.

In Erwägung dieser Umstände beschloss ich, die Unterwerfung Witboois anzunehmen. Wenn ich nun aber einmal mit diesem Verträge schloss, so musste dies in einer Weise geschehen, dass kein Stachel zurück — und der Boden für eine spätere Freundschaft geebnet blieb. Daher meine milden Bedingungen für Witbooi, welche später in der Heimat gleichfalls zum Gegenstand von Angriffen geworden sind. Und doch wurde dem Kapitän die Annahme schon dieser Bedingungen recht sauer. Es bedurfte einer zweimaligen Anwesenheit meinerseits im feindlichen Lager, des Druckes von Seiten seiner kriegsmüden Unterthanen, sowie endlich auch des Druckes der zum erneuten Angriff bereit stehenden Truppe, um den Kapitän endlich zur Unterschrift zu bewegen.

Wie Witbooi sein Wort seitdem gehalten hat, ist bekannt. Als Se. Majestät der Kaiser mich jüngst in einer Audienz nach dem Kapitän fragte, konnte ich die Antwort geben: „Er ist jetzt Euer Majestät getreuster Unterthan.“ Und ich übernehme die volle Verantwortung für diese Ant-

wort. Wo auch seitdem dem Schutzgebiete Gefahr gedroht hat, stets war Witbooi auf unserer Seite zu finden. Die schwerste Krisis war diejenige des Jahres 1896, als wir am Vorabend eines allgemeinen Herero-Krieges standen. Hätte damals Witbooi gleichfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben, so war das Schutzgebiet zunächst verloren, und ich hätte wahrscheinlich nicht die Ehre, heute vor Ihnen zu stehen. So aber kämpfte, wie Ihnen wohl bereits bekannt, der Kapitän damals tapfer auf unserer Seite, wie ebenso in der neueren Zeit wieder, anlässlich des Aufstandes der Afrikaner-, wie der Zwartbooi-Hottentotten. Gegen beide Stämme ist derselbe auf ergangene Aufforderung, an der Spitze von je 100 Mann persönlich in das Feld gerückt und hat thatkräftig mit eingegriffen.

Ein wesentliches Verdienst an dieser Vertragstreue Witboois fällt dem Stationschef, jetzt Bezirkshauptmann von Gibeon, dem bereits genannten Premier-Lieutenant von Burgsdorff zu. Dieser hat es verstanden, sich den anfangs naturgemäss noch misstrauischen Kapitän, wie sein verwildertes Volk, vollständig in die Hände zu arbeiten und damit eine Kulturarbeit gelöst, wie sie grösser wohl selten einem Kolonisator zugefallen ist.

Die weitere historische Entwicklung des Schutzgebietes bis zum heutigen Tage eingehend zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Ich muss mich daher auf einen kurzen Abriss beschränken.

Unmittelbar nach dem Friedensschluss mit Witbooi drängten sich die Ereignisse und bewiesen, wie notwendig der erstere auch von anderen Gesichtspunkten aus gewesen war. Denn sofort nach Rückkehr der Truppe nach Windhoek trafen von allen Seiten beunruhigende Nachrichten ein. In Omaruru war von den Hereros ein Engländer ermordet worden. Im Osten hatten sich die Khanas-Hottentotten wieder gerührt und mit der schwachen Station Aais einen Zusammenstoss gehabt, bei welchem sie 3 Tote, die Stationsmannschaften dagegen ihr sämtliches Vieh verloren hatten. Im Süden

hatte die ganze Bevölkerung von Keetmannshoop in kriegerischer Absicht den Platz verlassen, während auch unter dem mächtigen Stamm der Boudelszvarts sich revolutionäre Anzeichen bemerkbar machten. Eine Patrouille war abgeschossen worden, ein Reiter ist in bis heute noch nicht aufgeklärter Weise einfach verschwunden. Kurz, das ganze Schutzgebiet schien einer neuen Krisis entgegenzugehen, welche in Verbindung mit einem noch fortdauernden Witbooi-Kriege die schlimmsten Folgen gezeitigt haben würde. So aber stellte ein etwa 5 Monate währender Zug der Schutztruppe in die bedrohten Gegenden, zum Teil bereits mit Witboois Hilfe überall Ruhe und Ordnung wieder her. Wo ein Mord vorlag, wurden die Mörder gefasst und bestraft. Das Namaland schien nunmehr endgiltig beruhigt. Und doch war noch eine Gefahr zu überwinden, welche die bisherigen in Schatten zu stellen schien, nämlich die seitens der Hereros drohende Gefahr. Befreit von dem Alp, den Witbooi bis jetzt auf diesem Volke hatte lasten lassen, indem er ihnen von Zeit zu Zeit den Überfluss ihrer gewaltigen Rinderherden abnahm, zog dasselbe ohne Unterlass über die gesteckten Grenzen, rücksichtslos den weissen Ansiedlern Wasser und Weide wegnehmend. An einen Krieg mit den vereinigten Hereros, welche etwa 5—6000 Gewehre aufzustellen vermögen, konnte die damals 500 Köpfe starke Truppe, welcher ausserdem die Bewachung des Namalandes oblag, nicht denken. Glücklicher Weise aber ist dieses Volk unter sich uneins, die Häuptlinge gegeneinander, namentlich aber gegen den Oberhäuptling von Eifersucht beseelt. Und so gelang es unschwer, nach dem Grundsatz: „Divide et impera“ zu handeln. Der Oberhäuptling mit seinen direkt unter ihm stehenden Unterthanen wurden durch einige Zugeständnisse in der Grenzfrage an unser Interesse gefesselt. Es sind dies die Bewohner des centralen Hererolandes, etwa die Bezirke Okahondja und Waterberg. Desgleichen wurde der Kapitän Manasse von Omaruru, welcher die Macht des Oberhäuptlings überhaupt nicht anerkennt, durch rücksichtsvolle Behandlung,

zu welcher sein damaliger Stationschef, Sek. Lieut. Volkmann, viel beigetragen hat, auf unserer Seite gehalten. Sonach blieben nur noch als offene und heimliche Feinde die östlichen Hererokapitäne Kahimema, Nikodemus und Tjetjoo, alle drei den Oberhäuptling bitter hassend und gegen die deutsche Herrschaft von offener Abneigung beseelt. Dass es dort eines Tages zum Ausbruch kommen würde, war unschwer vorauszusehen.

Dieser Ausbruch ging im Frühjahr 96 von den Häuptlingen Nikodemus und Kahimema, welche sich ausserdem mit den stets unruhigen Khanas-Hottentotten verbunden hatten, aus. Tjetjoo hielt sich vorläufig neutral, augenscheinlich bereit, zu dem Sieger überzugehen. Es war dies ein Glück, denn während unsere nunmehrigen Gegner vereinigt über etwa 6—8000 Gewehre verfügten, konnte Tjetjoo allein die doppelte Anzahl aufstellen.

Den Verlauf des nunmehr folgenden Krieges eingehend zu schildern, muss ich mir der knappen Zeit halber gleichfalls versagen, so interessant derselbe auch gewesen ist. Der Kriegsbeginn stellte sich als ein frivoler Friedensbruch seitens der Khanas-Hottentotten dar, welche eine deutsche Patrouille überfielen und ermordeten, die Stationen Gobabis und Aais belagerten und alles erreichbare Vieh stahlen. Der Augenblick war für die Empörer insofern günstig gewählt, als ein Teil der Truppe sich nach abgelaufener Dienstzeit bereits auf dem Wege zur Heimat befand, der Ersatz aber noch nicht eingetroffen war. Die ersteren wurden zurückgerufen, an Kriegsfreiwilligen, Reservisten und eingeborenen Soldaten eingestellt, was nur zu erreichen war, und Witbooi sowie der Oberhäuptling Samuel zur Heeresfolge aufgefordert, welcher Aufforderung beide Folge leisteten. Und so war es schliesslich gelungen, an dem Sammelplatze Gobabis 350 Gewehre, darunter 150 weisse, nebst 3 Geschützen zu vereinigen. Der Verlauf des Krieges war infolgedessen ein durchaus glatter. Es folgten im Monat April die Gefechte von Gobabis und Siegsfeld und am 6. Mai die Erstürmung des feindlichen Hauptlagers von

Otjunda. Am gefährlichsten für uns war das Gefecht von Gobabis gewesen, wo 4—500 Eingeborene gegen etwa 50 Reiter gefochten hatten. Dort hing der Sieg an einem Faden und war es sogar zum Handgemenge gekommen, in welchem Bajonnett, Kolben, Keulen und Kirris ihre Rolle spielten. Von den 3 anwesenden Offizieren war einer, Leutnant Lampe, im Handgemenge gefallen, ein zweiter, Leutnant Eggers, hatte schwer verwundet das Schlachtfeld verlassen müssen. Eine einzige Kugel, welche den dritten und letzten Offizier, den Hauptmann von Estorff, traf, würde bei aller hervorragenden Tapferkeit unserer Soldaten den Sieg zweifellos in eine Niederlage verwandelt haben. Wer aber bis jetzt die Hereros in Bausch und Bogen für feige erklärt hat, mag sich durch dieses Gefecht, wie durch den Verlauf des ganzen Krieges, namentlich durch unsere schweren Verluste, 20 pCt., wieder eines anderen belehren lassen. Hätte diesem unregelmäßigen Haufen unsere bessere Bewaffnung, unsere Schulung und Disziplin zur Seite gestanden, vielleicht würde der Sieg ihnen verblieben sein.

Nach der Niederlage von Otjunda, welches Gefecht auch den Eingeborenen ganz besonders schwere Verluste gebracht hatte, hatten die Gegner genug. Sie ergaben sich scharenweise, teils freiwillig, teils der Gewalt weichend, bei den Khanas-Hottentotten gleich der ganze Stamm, und mit der kriegsrechtlichen Erschiessung der beiden Führer Kahimema und Nikodemus war der Aufstand niedergeschlagen.

Mit Beendigung dieses Krieges schien aber überhaupt auch die kriegerische Aera für das ganze Nama- und Hereroland beendet und der Zeitpunkt gekommen, das Augenmerk lediglich der wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes zuzuwenden. Kleinere Putsche, wie der Afrikander-Aufstand im Süden und jetzt derjenige der Zwartbooi-Hottentotten im Norden mögen noch vorkommen. Dieselben sind jedoch lediglich lokaler Natur und ohne jede weitere politische Bedeutung, im Norden mit der Einschränkung indessen, dass die Bewegung nicht auf das Ovamboland übergreift. Unser mächtigster,

heimlicher Gegner, der bereits genannte Herero-Häuptling Tjetjoo verhält sich dagegen zur Zeit gänzlich loyal und ist überdies infolge der Rinderpest, die ihn von allen Viehbesitzern des Schutzgebietes am schwersten heimgesucht hat, ein gebrochener Mann geworden. Lediglich 5 pCt. seiner einst stattlichen Herden sind ihm verblieben. Dies würde, einschaltend bemerkt, das Schicksal sämtlicher Herdenbesitzer des Schutzgebietes geworden sein, hätten wir nicht noch rechtzeitig durch Stabsarzt Dr. Kohlstock die Koch'sche Impfung erhalten. Mittelst der letzteren und dank dem Pfllichteifer der Beamten, Offiziere und Soldaten, sowie der eifrigen Mitwirkung der weissen Ansiedler selbst, ist es gelungen, das Schutzgebiet vor dem Schlimmsten zu bewahren. Von dem Vieh der Weissen und Bastards ist durchschnittlich 70 pCt., von demjenigen der Hereros 30—50 pCt. gerettet worden, für die letzteren gerade genug, da damit endlich deren gewaltige Viehherden auf ein vernünftiges Mass zurückgeführt worden sind. Sonach hat die Rinderpest, soweit sich bis jetzt übersehen lässt, die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes nicht in übertriebener Weise beeinträchtigt. Dagegen aber hat sie, dank dem energischen Eingreifen unserer Kolonialverwaltung, uns einen gewaltigen Vorteil gebracht, nämlich die Eisenbahn. Mit und ohne Rinderpest war diese ein nicht mehr aufschiebbares Bedürfnis geworden, ohne dessen Befriedigung eine weitere Entwicklung des Schutzgebietes überhaupt nicht mehr denkbar erschien. Ihre Inangriffnahme möchte ich daher geradewegs als eine rettende That bezeichnen; nicht bloss vor den Folgen der Rinderpest hat sie uns mit gerettet, sondern vor der drohenden Stagnation überhaupt.

Die Bahn beginnt von unserem Hafenplatz Swakopmund und soll nördlich des Swakopflusses über Otjimbingwe-Oka-handja nach Windhoek geführt werden. Der Reichstag hat in dankenswerter Weise nicht nur die seitens der Kolonial-Abteilung aus eigener Initiative in Angriff genommene Strecke bewilligt, sondern auch gleich diejenige bis Otjimbingwe,

mithin etwa die Hälfte der ganzen Bahn. Gebaut sind, sowie in Betrieb, bis jetzt 20—30 km.

Sonach komme ich nunmehr zu dem 3. Teil meines Vortrages, nämlich zu der wichtigen Frage der wirtschaftlichen Bedeutung unseres Schutzgebietes. In dieser Richtung fragt wohl jeder und mit Recht: „Welchen Nutzen stellt die Kolonie dem Vaterlande in Aussicht?“ Ich glaube keines Widerspruchs gewärtig sein zu müssen, wenn ich behaupte, dass, wenn es gelingt, die Kolonien auf eigene Füße zu stellen, das Reich bereits genügenden Lohn findet. Ob dieselben daneben auch in die Lage kommen werden, die erhaltenen Vorschüsse zurückzuerstatten, erscheint demgegenüber von untergeordneterer Bedeutung.

Ob sich im besonderen Südwestafrika je wird auf eigene Füße stellen können, das ist in erster Linie eine Besiedelungsfrage, denn mit dem Anwachsen der deutschen Bevölkerung wird das Schutzgebiet schliesslich in die Lage kommen, sich selbst zu verwalten und selbst zu schützen. Und dann werden die schweren Kosten, welche namentlich in Bezug auf die Schutztruppe gegenwärtig auf den Schultern des deutschen Steuerzahlers lasten, in Wegfall kommen. Daher stellt sich hier für uns die Antwort auf die vorliegende Frage der Art, dass wir in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen haben:

1. die Besiedlungsfähigkeit des Schutzgebietes,
2. die Auswahl der Ansiedler,
3. die Art der Besiedelung.

Ich wende mich zunächst zu No. 1. Das Nama- und Hereroland stellt sich als ein ungeheures Hochplateau mit verhältnismässig wenig Gebirgszügen, wenig Holz — ohne jedoch gerade holzarm zu sein — und wenig offenem Wasser dar, während das Ovamboland, zum Teil auch das bis jetzt unbewohnte Land nördlich des Hererolandes, das Konzessionsgebiet der „South West Afrika Company“, einen mehr tropischen Charakter mit Holzreichtum und offenem Wasser aufweist. Die beiden ersteren Länder eignen sich daher in

erster Linie zur Viehzucht, während das letztere zweifellos die Vorbedingungen zu einer Ackerbau-Kolonie bietet. Da wir aber auf das Oberland einen Einfluss noch nicht ausüben, kommen für eine Einwanderung zunächst nur die beiden erstgenannten Länder in Betracht. Deren Weide ist vortrefflich und sowohl für Gross- wie Klein-Vieh, für Pferde wie Straussenzucht geeignet. Das Vieh vermag bei dem guten Klima Tag und Nacht frei auf der Weide herum zu laufen, dasselbe verlangt daher weder kostspielige Stallpflege noch Stallfütterung, mithin nur geringe Unterhaltungskosten. Ein landeskundiger Sachkenner will ausgerechnet haben, dass das Schutzgebiet mittelst Viehzucht allein eine Brutto-Einnahme von 40—50 000 000 Mk. zu erzielen vermöge. Für den einzelnen wirft indessen die Viehzucht allein nur eine genügende Rente ab, wenn im grossen Massstabe betrieben. Mithin würde, äusserlich betrachtet, das Herero- und Nama-Land nur einer mässigen Anzahl Grossgrundbesitzer Raum zu bieten vermögen. Hieraus den Schluss ziehen zu wollen, dass deshalb das Schutzgebiet nur einen beschränkten Wert habe, würde indessen durchaus unrichtig sein. Der bedeutende Wirtschaftsbetrieb zwingt den Grossgrundbesitzer, eine ganze Anzahl von Menschen, wie Aufsichtspersonal, Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Industrielle in Nahrung zu setzen. Ein kleiner Herdenbesitzer kommt dagegen leicht in die Zwangslage, in schlechten Jahren die Erträge seiner Tiere mit diesen selbst verzehren zu müssen. Derselbe ist daher nicht imstande auch noch anderen Menschen sichere Aussicht auf Broterwerb zu geben.

Sonach würde der Grundstock unserer Ansiedlung aus Leuten bestehen müssen, welche Viehzucht im grossen zu betreiben in der Lage sind. Daneben würde aber auch der kleine Mann als Hilfsarbeiter hinlänglich Raum finden. Ob auch als Kleinbauer, was auf alle Fälle wünschenswert sein würde, hängt davon ab, ob die Lösung der Wasserfrage gelingt. Für Menschen, Vieh und Gartenbau bietet das Schutzgebiet zu allen Jahreszeiten hinlänglich Wasser, nicht

aber für Ackerbau. Denn alle die Flüsse, die Sie auf der Karte sehen, führen nur in der Regenperiode offenes Wasser, in der übrigen Jahreszeit fließen sie unterirdisch. Unsere Regenperiode dauert etwa 4 Monate, während 8 Monate kein Tropfen fällt. Wie das Gelände in dem letzten Monat der Trockenzeit aussehen muss, können Sie sich daher denken. Der afrikanische Boden spendet dagegen, wenn richtig bewässert, auch bei uns seine Erzeugnisse in üppiger Fülle. Das Land harret nur des fleissigen Bebauers, und dieser wird seinen Lohn sicher finden. Daher bedarf ein Farmer, welcher sich auf Acker- und Gartenbau zu stützen vermag, zu seinem wirtschaftlichen Bestehen nicht unbedingt der Viehwirtschaft im grossen, sondern kann sich auch auf solche im kleinen Massstab beschränken.

Ich wende mich daher der für uns so wichtigen, schon häufig behandelten Wasserfrage zu. Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich Veranlassung mich mit den Verhältnissen der grossen amerikanischen Viehzuchtstaaten Nevada, Wyoming und Colorado vertraut zu machen. Bei Vergleichung der bezüglichen Regenmengen ergab sich die überraschende Thatsache, dass die Regenmengen der genannten Staaten mit denjenigen unseres Schutzgebietes beinahe gleich sind. Sogar die Regenzeiten sind dieselben, beide haben nur Sommerregen. Und doch zeigt uns ein Blick auf die Karte, dass die amerikanischen Staaten nur ständig fliessende Gewässer aufweisen, unser Schutzgebiet dagegen, wie eben ausgeführt, nur periodische. Die Ergründung der Ursachen dieser Erscheinung wird uns auch die Mittel zu deren Beseitigung liefern. Die amerikanischen Staaten liegen unter der gemässigten Zone, ihre Niederschläge erfolgen daher auch in Form von Schneefall, mithin von natürlichen Reservoirs für Wasseraufspeicherungen, während bei uns niemals Schnee fällt. Dies ist die erste, aber nicht die wichtigste Ursache der betreffenden Erscheinung. Die zweite Ursache liegt in dem trockenen Höhen-Klima unseres Schutzgebietes, welches der Gesundheit zwar sehr förderlich ist, aber auch mit unan-

genehmer Schnelligkeit offenes Wasser aufsaugt, bzw. zwingt, sich unter den Boden zurückzuziehen. Die dritte und wichtigste Ursache liegt in dem ungeheuren Gefälle unserer Flüsse. Um nur ein naheliegendes Beispiel zu erwähnen, liegt Berlin 39 m über dem Meere, der Hauptort unseres Schutzgebietes aber, Windhoek, 1600 m. Von beiden Orten haben dagegen die Gewässer bis zum Meere annähernd denselben Weg zurückzulegen. Der Unterschied zwischen den beiderseitigen Gefällen ist daher ein in die Augen springender. Dort ein reissender Bergstrom, hier ein gemächlich dahin wandelnder, geduldig der Schifffahrt dienender Niederungsfluss. Dazu kommt als letzte Ursache, dass im Schutzgebiet die Niederschläge sehr selten in Gestalt lang andauernder Strichregen eintreten, sondern meist in Form gewaltiger Wolkenbrüche, die in kurzer Zeit Wege zu Flüssen, Flüsse in mächtige Ströme, Niederungen in Seen verwandeln. Aber nur die letzteren bleiben einige Zeit, die übrigen Gewässer stürzen eiligst zu Thale, während der Rest der austrocknenden Gewalt der Sonne weicht. Wo wir hier die Hebel einsetzen müssen, ist demnach klar. Die zu Thale eilenden Gewässer müssen wir aufhalten, die im Boden verschwundenen wieder heraufholen. Welche technischen Mittel hierzu erforderlich sind, das auseinanderzusetzen möchte ich berufenerer Seite überlassen und verweise auf den uns noch in Aussicht gestellten Vortrag des Herrn Baumeister Rehbock, welcher zur gedachten Zeit das Schutzgebiet bereist hat. Ein Mittel schlägt dagegen bereits in das Ressort der Regierung, nämlich Verbesserung der Holzbestände. Wie bereits erwähnt, ist das Schutzgebiet ein baumarmes Land, ob von Alters her oder mit der Zeit abgeholzt, wer vermag das jetzt noch zu entscheiden? Eigentliche Wälder, aber da allerdings recht stattliche, habe ich nur in der Gegend von Grootfontein gesehen.

Aus dem bisher Gesagten darf die bestimmte Schlussfolgerung gezogen werden, dass Wasser für den Kleinfarmbetrieb, d. h. für Acker- und Gartenbau an sich hinlänglich

vorhanden ist. Es ist nur erforderlich, der launischen Natur zur Hilfe zu kommen und das, was sie an tropischem Platzregen einmal zu reichlich spendet, für die Zeiten der Not aufzuspeichern. Und sollte der menschliche Geist, vor allem aber deutscher Betriebsfleiss, in unserem Schutzgebiet nicht schaffen können, was unter zum Teil weit ungünstigeren Verhältnissen den Franzosen in Algier, den Engländern in der Kapkolonie und Australien gelungen ist? Dort sind öde Steppen durch Schaffung von Wasserreservoirien in üppige Gärten umgewandelt worden, wobei es in der Kapkolonie, wie in Australien gerade der deutsche Bauer war, welcher in erster Linie diese Kulturarbeit verrichtet hat.

Dass auch unser südwestafrikanischer Boden zu reichlichem Ertrage fähig ist, wenn ihm nur das belebende Nass zugeführt wird, das beweisen die jetzt schon vorhandenen Gärten der Militär- und Missions-Stationen, das beweist der seitens der Eingeborenen bereits betriebene Ackerbau, welcher meist guten Lohn abwirft. Doch beschränken sich in bezug auf letzteren die Eingeborenen zur Zeit nur auf die Flussbette, wo das vorhandene Grundwasser der Mühe, Wasser künstlich zu beschaffen, enthebt. Die im Schutzgebiet mittelst Garten- und Ackerbau erzeugten, sowie zu erzeugenden Produkte sind: Wein, Tabak, Baumwolle, Südfrüchte, sowie alle europäischen Gemüse- und Getreidearten. An eine Ausfuhr dieser Produkte werden wir indessen nie denken können, es muss uns die Deckung des Selbstbedarfs genügen. Ich wiederhole indessen, dass ich hierbei nur vom Herero- und Nama-land spreche und vom Ovambolande abgesehen habe.

Sehr lohnen dagegen wird sich mit der Zeit auch aus den beiden erstgenannten Ländern die Ausfuhr sämtlicher Produkte der Viehwirtschaft. Bis vor drei Jahren wurden bereits jährlich für mehrere 100 000 M. Schlachtvieh nach der Kapkolonie ausgeführt. Mit Vermehrung der Schutztruppe und mit dem Anwachsen der weissen Bevölkerung hörte dies auf, da sich nunmehr Abnehmer im Lande selbst fanden und die Hauptviehzüchter, die Hereros, ihre Ochsen

lieber an Alterschwäche sterben lassen, als sie durch Umtausch gegen europäische Produkte für sich nutzbar zu machen. Mit dem sich bestimmt vollziehenden allmählichen Uebergang der Viehzucht aus eingeborenen in weisse Hände wird eine derartige unverständige Viehwirtschaft von selbst verschwinden und, trotz Schutztruppe und weisser Bevölkerung, das Schutzgebiet wieder ausfuhrfähig werden. Auch die im Bau begriffene Bahn wird ihr Teil dazu beitragen. Mit Ochsenwagen befördert haben z. B. Ochsenhäute, welche letztere wir zahlreich ausführen könnten, wenig Wert. Die Truppe lässt daher auf Expeditionen die ihrigen einfach auf den Schlachtplätzen liegen. Sehr ausfuhrfähig sind ferner Wolle, Mohair, Gummi, Felle und — da der Transport lebenden Viehs über See zu kostspielig ist — Conserven. Da das Schutzgebiet vielfach gerbstoffhaltige Pflanzen hervorbringt, dürfte sich auch die Einrichtung von Gerbereien und die Ausfuhr von Leder, statt der Felle, lohnen. Nicht verschweigen will ich indessen, dass sowohl Ackerbau wie Viehzucht auch bei uns mit Hemmnissen zu rechnen haben, welche in höherer Gewalt begründet sind, wie z. B. die bereits genannte Rinderpest, Lungenseuche, Heuschreckenplage und zeitweilige Dürre. Mit derartigen Widerwärtigkeiten haben wir indessen in dieser unvollkommenen Welt überall zu kämpfen, und muss der menschliche Geist auch mit ihnen fertig zu werden verstehen.

Nunmehr komme ich zur Erörterung der zweiten der oben gestellten Fragen, nämlich, welche Art Ansiedler für uns die beste sein würde. Es stehen zu Gebote:

- 1) In erster Linie natürlich die deutschen Ansiedler aus der Heimat,
- 2) Die ausscheidenden Mitglieder der Schutztruppe,
- 3) Die sogenannten „Deutsch-Afrikander“, d. h. in Afrika geborene, oder dort längst ansässige Deutsche,
- 4) Die Buren.

Ich hatte vorhin zwei Ansiedlerkategorien streng geschieden, nämlich erstens: den Viehzüchter im grossen, zweitens:

den kleinen Mann, sei es als Hilfsarbeiter für den ersteren, sei es als selbständigen kleinen Farmer. Die ersteren müssen die deutschen Ansiedler aus der Heimat, Afrikaner und Buren liefern, die zweiten dagegen zunächst gleichfalls die Deutschen aus der Heimat, sowie vor allem die Mitglieder der Schutztruppe. Buren und Afrikaner, deren Verhältnisse sie lediglich zu letzteren befähigen, sollten wir überhaupt nicht nehmen. Alle Ansiedler müssen arbeitsame und sparsame Leute sein, die vor keiner Entbehrung zurückschrecken und in schwierigen Lagen sich auch einmal ohne Regierung und Polizei zu helfen wissen. Es darf ihnen nichts verschlagen, bis zur Fertigstellung eines Hauses auch einmal 1—2 Jahre ohne jeden Komfort im Wagen oder im Zelte zu wohnen. Wer zum Grossfarmbetrieb übergehen will, muss ausserdem die Mittel zu einer grösseren ersten Einrichtung mitbringen. Hierzu eignet sich am besten der deutsche Mittelbauer mit etwa 10—15 000 M. Barvermögen, Letzteres unter der Voraussetzung, dass ihm der Bodenerwerb leicht gemacht wird, worüber ich noch später zu sprechen die Ehre haben werde. Auch der gebildete deutsche Landwirt dürfte Aussichten haben, falls derselbe es über sich gewinnt, sich den geschilderten Existenzbedingungen zu fügen. Sehr zu warnen ist dagegen vor der Niederlassung der sogenannten „zusammengebrochenen Existenzen“. Diese werden keine Freude am Schutzgebiet haben und das Schutzgebiet nicht an ihnen. Ferner ist sehr zu warnen vor den sogenannten „Wanderburen“. Diese Art Buren besitzt in der Regel nichts, als einen Wagen mit einigem Schlachtvieh, daneben meist eine zahlreiche Familie. Sie ziehen, ewig wandernd, unbekümmert um die politischen Grenzen, in ganz Südafrika herum, gern nach staatlichem Schutz verlangend, nie aber zu den Staatslasten etwas beitragend, dagegen Wasser, Weide, Holzbestand und Jagd ruinierend. Diese Buren müssen wir uns mit allen Mitteln vom Halse halten.

Mit allen Mitteln befördern müssen wir dagegen die Niederlassung ausscheidender Mitglieder der Schutztruppe.

Sie sind meist tüchtig, lediglich deutscher Nationalität, kennen Land und Leute und gehen daher mit sehenden Augen der Zukunft entgegen. Dagegen stehen denselben meist wenig Mittel zur Verfügung, um so mehr muss ihnen die Niederlassung erleichtert werden. Den Lohn wird diese Kategorie Ansiedler in erster Linie dadurch geben, dass mit jedem derselben die Wehrfähigkeit des Schutzgebietes wächst. Indessen ist mit Bezug auf sie noch eine wichtige Frage zu lösen, nämlich die Frauenfrage. Bei dem Mangel an weissen Mädchen im Schutzgebiete fehlt diesen alten Soldaten, deren bereits etwa 250 bei uns vorhanden sind, alle und jede Möglichkeit, solche überhaupt kennen zu lernen. Infolgedessen fangen dieselben an, sich mit eingeborenen Mädchen zu verbinden. Wohin das führt, hat Bergrat Busse in Koblenz, welcher sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt hat, treffend wie folgt ausgeführt: „Es ist eine bekannte Thatsache, dass sich bei Mischehen zwischen Weissen und Farbigen die schlechten Eigenschaften der Eltern auf die Kinder im höheren Grade vererben, als die guten.“ Diese bei den Mestizen in Amerika, den Mischlingen in Ostafrika scharf hervortretende Thatsache hat sich auch bei den Bastards in Südwestafrika bestätigt, die, wenn auch entschieden höher stehend, als die Hottentotten, Namas und Buschleute, doch bei weitem unter der Wertstufe ihrer germanischen Voreltern geblieben sind. Und die Ehen, welche in neuerer Zeit unter den Augen der Missionare zwischen Weissen und Bastards- oder Hottentottenmädchen geschlossen sind, haben kein besseres Resultat erzielt. Nicht die Frau und die Nachkommenschaft steigt herauf zu der Bildungsstufe des weissen Mannes und Vaters, sondern der Mann sinkt zurück auf diejenige der Frau. Sein Haus wird nicht zur Stätte deutschen Wesens und deutschen Familienlebens, sondern er verlumpt und verkommt mehr oder minder in seiner Hütte, die den Stempel durch das Wesen der Frau aufgedrückt erhält und den Mann nach vielleicht anfänglichem Sträuben schliesslich in seinem Denken und Handeln auf den Standpunkt und die

Sphäre hinabzieht, in der die Frau geboren ist und sich wohl fühlt.

Dasselbe zeigt sich bei den Mischehen zwischen den eingewanderten Deutschen und der eingesessenen Bevölkerung Südamerikas. Wo die Deutschen in ihren Dörfern zusammensitzen, wird ihr Fleiss, ihre Sauberkeit, ihre Ordnung allgemein gerühmt; wo die Männer eingeborene Frauen nehmen, da sind die Häuser unordentlich; unsaubere, zerlumpte und verlotterte Kinder treiben sich auf der Strasse umher und Müssiggang, Ausschweifung und Streit ist an der Tagesordnung.

Sollen sich etwa solche Zustände auch in Südwestafrika herausbilden? — Wie sie sich gestalten werden, das wird in erster Linie von der Art und Weise abhängen, in der die Frauenfrage ihre Lösung findet!

Ueberall in der Welt, soweit man in der Geschichte zurückblickt, war, wo ein Volk sich anschickte, neue Gebiete in Besitz zu nehmen und zu besiedeln, die Frauenfrage diejenige Frage, durch deren Entscheidung die Zukunft der Kolonie bestimmt wurde. Und die Entscheidung fiel stets so aus, wie sie den Verhältnissen, dem Charakter und dem sittlichen Standpunkt des kolonisierenden Volkes entsprach. Der Raub der Helena und der Raub der Sabinerinnen zeigt, wie die Frauenfrage im Altertum gelöst wurde. Die Sklavenjagden in Afrika, bei denen es zum grossen Teil auf die Frauen abgesehen ist, kennzeichnen die Frauenfrage der Araber und muhammedanischen Völker.“

Auch eine Art der Lösung dieser Frage deutete der Vortragende mit einigen Worten an:

„Ein ganz besonderes und neues Verfahren schlugen die Engländer bei der Besiedelung von Virginia in den Jahren 1619—1621 ein. Wie überall, so waren es auch hier fast nur Männer gewesen, die als erste Kolonisten übers Meer gegangen waren. Nachdem dieselben sich in den Besitz des Landes gesetzt und ihre Pflanzungen begonnen hatten, nahm die London-Compagnie, welcher König Jakob I. einen Frei-

brief für das Land erteilt hatte, die Beschaffung von Frauen für die Kolonisten in die Hand. Die Gesellschaft sandte auf ihre Kosten aus England 1619 eine Anzahl junger, ehrbarer Mädchen, welche sich dazu hatten bereit finden lassen, nach der Kolonie, welche gegen Zahlung von je 120 Pfund Tabak = 90 Dollars von den Kolonisten, ohne dass indessen auf die eine oder andere Seite ein Zwang ausgeübt wurde, frei gewählt wurden. Der gezahlte Preis sollte dabei lediglich eine Erstattung der der Gesellschaft durch den Transport entstandenen Kosten darstellen. Die Sache ging so gut, dass im nächsten Jahr eine zweite Schar von 60 jungen Mädchen, meistens Verwandte oder Freundinnen der zuerst gesendeten, folgten, und hier der Preis für eine Hausfrau bereits auf 150 Pfund Tabak stieg. Durch diese Massnahmen der Gesellschaft war die Einwanderung in Fluss gekommen, und den Voraufgegangenen folgten nun schnell weitere Personen beiderlei Geschlechts von selbst nach.

Auch wir dürfen dieser Sache nicht mit verschränkten Armen zusehen. Andernfalls riskieren wir, in 50 Jahren keine deutsche Kolonie mehr zu haben, sondern eine Bastardkolonie. Und so gewiss, wie wir heute den Ruf hören: „Kuba den Kubanern“, so werden wir dann dort den Ruf hören: „Südwestafrika den Afrikanern“.

Wie diese Frage gelöst wird, ist an sich gleichgiltig, aber gelöst muss sie werden. Es müssen die Mittel und Wege gefunden werden, ehrbare deutsche Mädchen in irgend einer geeigneten Form zur Auswanderung nach Südwestafrika zu bewegen. Etwas in der Sache haben in dankenswerter Weise die deutsche Kolonial-Gesellschaft in Berlin, sowie der evangelische Afrika-Verein in Koblenz bereits gethan, und sind schon verschiedene Mädchen, Bräute ehemaliger Angehöriger der Schutztruppe, unentgeltlich nach Südwestafrika befördert worden.

Schliesslich erübrigt noch die Erörterung der dritten Frage, nämlich über die beste Art der Besiedelung. Sollen wir ruhig zuwarten, bis die Ansiedler sich von selbst melden,

oder sollen wir sie mittelst eines wohlorganisierten Auswanderungssystems anwerben und deren Uebersiedelung leiten? Und wenn letztere Frage bejahend entschieden wird, wer soll dies thun? Der Staat oder eine Privatgesellschaft? Selbstredend besteht diese Frage nur für die Ansiedler aus der Heimat. Die ausscheidenden Mitglieder der Schutztruppe fallen von selbst weg, bei Buren und Afrikandern, welche wir überhaupt nur in beschränkter Anzahl brauchen können, thun wir besser, freiwillige Einwanderung abzuwarten.

Wenn wir auf die bezüglichlichen Erfahrungen älterer Kolonialstaaten bis in die neueste Zeit zurückblicken, so finden wir, dass man in jungen Kolonien nie gewartet hat, bis die Ansiedler von selbst kamen, sondern, dass man mindestens die ersten angeworben und gesendet hat. Denn dass rasch besiedelt wird, bedingt das einfache Erfordernis baldiger Nutzbarmachung der Kolonie. Ferner finden wir, dass die Besiedelungsarbeit in der Regel von demjenigen in die Hand genommen worden ist, welcher auch die Hoheitsrechte besass, sei dies der Staat, sei es eine mit Hoheitsrechten ausgestattete Privatgesellschaft. Denn bei dem Siedelungsgeschäft ist, wenn richtig betrieben, allerlei zu verdienen, z. B. der Dank des Vaterlandes, vielleicht auch der Dank der Ansiedler, eins aber ist niemals dabei zu verdienen, nämlich Geld. Ansiedler mit grossem Kapital kommen nicht, diejenigen mit geringem dagegen bedürfen ihrer sämtlichen Mittel für Ueberfahrt, erste Einrichtung und ersten Lebensunterhalt. Der Erwerb von Grund und Boden selbst darf daher ihr Kapital nicht schmälern. Ein anderes Verfahren würde die Einwanderung verlangsamen und damit auch die ganze Entwicklung der Kolonie. Derjenige aber, welcher die Hoheitsrechte besitzt, braucht beim Ansiedlungsgeschäft an sich nach der Gewinnchance nicht zu fragen, ihm kann es genügen, wenn aus dem Ansiedler mit der Zeit ein kräftiger Steuerzahler wird. In dieser glücklichen Lage ist eine Privatgesellschaft ohne Hoheitsrechte nicht. Sie muss für ihre eingeschossenen Kapitalien Gewinn verlangen

und kann solchen lediglich bei dem Besiedelungsgeschäft selbst finden. Will eine Privatunternehmung sich jedoch trotzdem und auch ohne Gewinnchance dem Siedelungsunternehmen widmen, so kann sie dies nur in kolonialem Interesse und durchaus selbstlos thun, ein Gedanke, wie er s. Zt. bei Gründung des Syndikats für Siedelung in Klein-Windhoek vorgeschwebt hat, der aber in der Folge wieder verloren gegangen ist. Oder aber das Privatunternehmen betreibt das Siedelungsgeschäft nur nebenbei, als Mittel zum Zweck, sucht aber den Gewinn auf anderem Gebiete, wie solches wohl z. B. bei Bergwerks- und Eisenbahn-Gesellschaften denkbar ist.

Die Frage, ob es einer Regierung zieme, die Auswanderung zu ermutigen, oder ob die Verantwortung für sie zu gross sei, lasse ich dahingestellt. Sind indessen die Ansiedelungsbedingungen günstig, gleichgiltig ob eine Privatgesellschaft oder eine Regierung sie stellt, so wird die Ermutigung zur Auswanderung eines besonderen Druckes nicht bedürfen.

Schliesslich will ich nicht verschweigen, dass wir in dieser Beziehung mit der Zeit auf abschüssige Bahnen geraten sind. Denn nach oberflächlicher Schätzung befinden sich in Südwestafrika von dem verfügbaren Land z. Zt. in den Händen der vorhandenen Privatgesellschaften 50 pCt. und nur 7 pCt. in denjenigen der Regierung, der Rest in den Händen der Eingeborenen. Doch ist bereits begonnen, diese Entwicklung wieder rückwärts zu schrauben.

Wenn ich vorhin gesagt habe, mit fortschreitender Besiedelung würde das Schutzgebiet in die Lage kommen, auf eigenen Füßen zu stehen, so kann ich schliesslich hinzufügen, dass dasselbe auch Ueberschüsse an das alte Vaterland wird abführen können, sobald die gewiss vorhandenen Mineral-schätze erschlossen werden. Auch die Entwicklung dieser Sache wird die im Bau begriffene Bahn beschleunigen..

Zu welchem Zeitpunkt endlich das Schutzgebiet die aufgewendeten Kosten lohnen wird, das vorauszusagen geht

über menschliches Können. Jedenfalls darf das alte Vaterland die Geduld nicht zu rasch verlieren. Wer seinen Acker nicht düngt, darf auch keine Früchte erwarten, und wer von einem heranwachsenden Kinde zu früh Erträgnisse verlangt, stört dessen Entwicklung. Setzen wir das Schutzgebiet nur erst einmal richtig in den Sattel, reiten wird es dann schon können.

Und dann dürfen wir auch bei Abwägung des Wertes unserer Kolonien nicht die moralische Seite der Sache ausser Acht lassen. Wie heutzutage im innern Staatsleben der wirtschaftliche Kampf die erste Rolle spielt, sodass sogar von mancher Seite behauptet wird, die bisherigen Parteidbildungen hätten sich überlebt, so treten allem Anschein nach auch nach aussen, an Stelle der politischen, allmählich die wirtschaftlichen Gegensätze der Nationen. Und der Kampf um diese wird nicht bloss auf dem Europäischen Festlande ausgefochten werden, sondern auch, und zwar besonders, draussen auf dem Meere und in den Kolonien. Es muss uns jeder Fuss breit deutscher Erde da draussen, auch wenn vorläufig ertraglos, willkommen sein und daher auch heutzutage die unbedingte Notwendigkeit einer starken Marine. Welchen Machtfaktor wird z. B. in diesem Kampfe Südwestafrika darstellen, wenn dereinst auf den Ruf Seiner Majestät dort mehrere tausend deutscher wehrfähiger Männer zur Verfügung stehen! Schon jetzt ist das Schutzgebiet als solches in Süd-Afrika fühlbar. Zahlreiche im Burenstaate wie in der Kapkolonie ansässige deutsche Bürger sehen mit Stolz auf diesen Fleck Erde, wo die deutsche Fahne frei und bis jetzt auch stets ehrenvoll geweht hat. Dieselben sind daher eher geneigt, ihr Deutschtum festzuhalten, als solches sonst der Fall sein würde. Nehmen müssen wir daher noch mehr Land ausserhalb Europa, wo sich die Gelegenheit hierzu bietet, aber nichts aufgeben. Sehen wir doch, welche Anstrengungen auch weniger mächtige Staaten, wie Portugal und Spanien machen, um ihren Kolonialbesitz festzuhalten, Anstrengungen, für

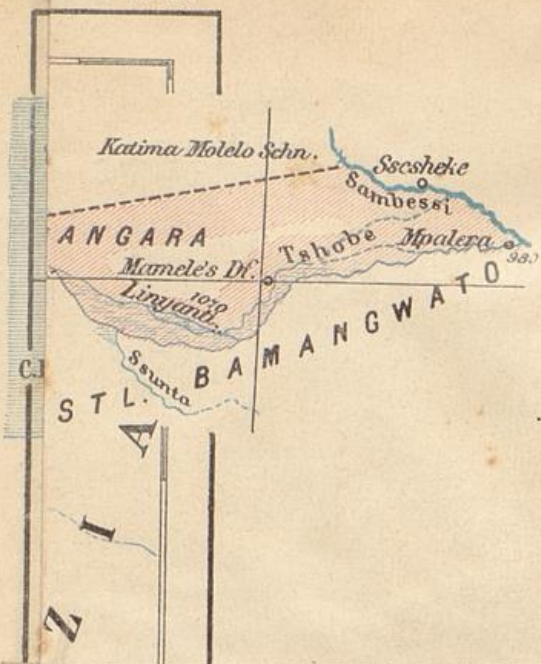
welche trotz der natürlichen Hilfsquellen in Frage stehender Kolonien für Spanien wenigstens ein Lohn in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist.

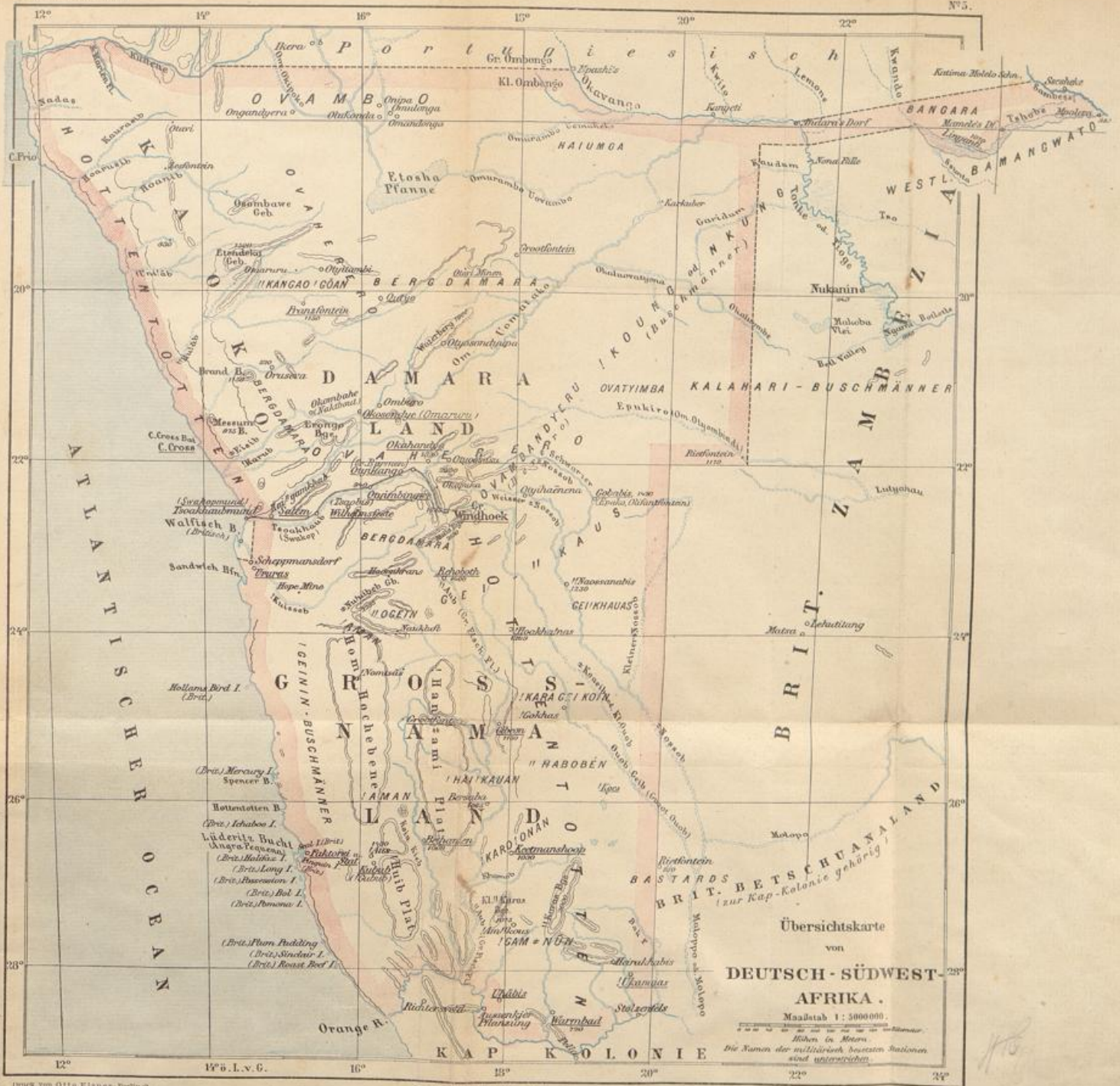
Ich denke, die Zeiten sind endgiltig vorbei, in welchen ein ohnmächtiges Deutsches Reich mit seiner überschüssigen Bevölkerung nichts anzufangen wusste, als den sogenannten „Völkerdünger“ für fremde Nationen zu bilden. Aber auch die Zeiten sind vorüber, in welchen wir die Rolle des „Poeten“ in dem bekannten Gedicht „Teilung der Welt“ gespielt haben. Das beweist die kräftige Initiative Seiner Majestät, jetzt, wo es sich darum gehandelt hat, rechtzeitig in Ost-Asien Fuss zu fassen. Sind wir auch in Zeiten, in welchen man anders dachte, in Afrika spät gekommen und haben daher auch den besten Teil nicht mehr erhalten, so ist dies kein Grund, nicht wenigstens in dem, was wir dort haben, die deutsche Fahne auch fernerhin hochzuhalten, und die nachkommenden Geschlechter werden uns hierfür Dank wissen. Auch dort wollen wir, um ein bekanntes, bereits geflügelt gewordenes Wort zu gebrauchen: „Niemand in den Schatten stellen, aber gleichfalls unseren Platz in der Sonne verlangen.“

Ich bin nun zum Schlusse meines Vortrages gelangt und erübrigt mir nur noch, Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen, sowie für Ihre Aufmerksamkeit zu danken. Mir selbst wird es der schönste Lohn sein, wenn es mir gelungen sein sollte, für unsere Kolonialpolitik im allgemeinen, sowie für unsersüdwestafrikanisches Schutzgebiet im besonderen, Interesse zu erwecken, namentlich in der Reichshauptstadt, welche in nationalen Angelegenheiten naturgemäss mit an der Spitze stehen muss. Wir dürfen nicht vergessen, dass Deutschland kein eigentlicher Ackerbaustaat mehr ist, sondern dass die Wurzeln unserer Kraft in der Industrie, sowie im Handel beruhen, welche Faktoren allein uns die Ernährung und Versorgung unseres Ueberschusses an Bevölkerung ermöglichen. Ein solcher Staat darf sich nicht auf das eigene Land beschränken, er bedarf der Beherrschung der Meere,

sowie der Beherrschung fremder Länder. Darum muss bei uns, wie in England, die Kolonial-Politik ein unveräußerlicher Bestandteil unserer gesamten Politik sein. Dieselbe muss über den Parteien stehen, denn sie ist keine politische, sondern eine wirtschaftliche Frage. Es würde mir zur besonderen Freude gereichen, wenn es mir gelungen sein sollte, diesem Gedanken hiermit zum Durchbruch zu verhelfen.

48
N° 5.





Übersichtskarte
von
**DEUTSCH-SÜDWEST
AFRIKA.**
Maßstab 1: 500 000.

Die Namen der militärisch besetzten Stationen sind unterstrichen.

Druck von Otto Klemm, Berlin 3.

Geographische Verlagshandlung
DIETRICH REIMER (E. VOHSEN) BERLIN.
Wilhelmstraße 29.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen